Zb VIII. 24

484

Ph.
554

Gedanken
über
das Natürliche
und
Unnatürliche
in der menſchlichen
Denkungsart, Reden und Handlungen

von
M. Johann Friedrich Genſiken,
Pfarrern in Frauenhayn, unter der Hayniſchen Inſpektion.

Dresden,
In der Grölliſchen Buchhandlung. 1765.

An

Sr. Excellenz,

den

Chur-Fürſtl. Sächſiſchen Ober-Küchen-
meiſter und Geheimden Rath,

Freyherrn
Chriſtoph Wilhelm
von Keſſel,

Erb-Lehn- und Gerichtsherrn auf Raacke
und Neuhof ꝛc.

Meinen Gnädigen Herrn.

Hochgebohrner Freyherr!
Gnädiger Herr!

Ich nehme mir die Freyheit, Ew. Hoch-Freyherrl. Excellenz gegenwärtige Schrift zuzueignen. Verſchiedene Rückſichten entſchuldigen in mir dieſes Unternehmen, und ich wünſche nichts ſo eifrig, als daß ſie in Deroſelben durchdringenden Augen gültig ſeyn

mögen. **Ew. Excellenz** haben mir die Gnade erwieſen, und mir ſeit zehen Jahren und drüber die Ehre eines freyen Zutritts zu **Ihnen** zugeſtanden. Es würde mir leicht ſeyn, ohne die Sprache des Schmeichlers zu reden, alles das nach der Reihe zu erzählen, was ich in der Zeit heimlich angemerkt hätte, wie eifrig nehmlich ſich **Dieſelben** den Dienſt der höchſten Landes-Herrſchaft und die Wohlfahrt des Ganzen angelegen ſeyn lieſſen. Es iſt aber dieſes in Sachſen eine ſo bekannte Sache, daß derſelben Er-

wäh-

wähnung in einer Zuſchrift übel angebracht ſeyn würde. Ich bleibe alſo in meinem Fache, und kann nicht umhin, öffentlich zu geſtehen, daß **Ew. Hoch-Freyherrl. Excellenz** durch alle Gedanken und Handlungen zu erkennen geben, wie **Dieſelben** wünſchen, daß die Menſchen geſetzter, in ihrer Denkungsart natürlicher, in den Wiſſenſchaften nicht ſo weitläuftig, ſondern nützlicher, in ihren Verrichtungen ordentlicher, und in ihren Handlungen ehrlicher werden möchten. Das iſt der Haupt-Charakter,

 das

das iſt der Plan, (vergeben Sie mir, daß ich ſo frey davon rede,) den ich aus Dero Bezeigen, Worten, und in der Wahl Ihrer Bücher angemerkt habe. Ew. Excellenz lieben das Schöne, und haben Geſchmack daran, es ſey in der Mahlerey, Dichtkunſt oder andern Wiſſenſchaften.

Nur gefällt Ihnen die gewöhnliche Prahlerey und das daraus entſtehende gelehrte Gezänke nicht. Und das iſt ein Punkt, der keinem Vernünftigen gefällt. Dieſelben

den wünſchen alſo, daß das Nützliche in den Wiſſenſchaften ſo gemein gemacht würde, daß ein jeder, der ſich auch nicht öffentlich darzu bekennet, Nutzen und hinlänglichen Unterricht davon haben könnte. Da nun meine Abſicht in gegenwärtiger Schrift dahinaus gehet, ſo glaube ich, das kühne Unternehmen, ſie Ew. Excellenz zuzuſchreiben, einigermaaßen dadurch zu rechtfertigen.

Ich handle in derſelben ins beſondere das

 natür-

natürlich Schöne in den Wiſſenſchaften ab.

Ew. Excellenz werden alſo ein Haupt-Capitul vermiſſen, das iſt die Mahlerey und Zeichnung, von der Dieſelben ein ſo groſſer Kenner ſind, und welches eigentlich auch hieher gehöret hätte. Allein zu geſchweigen, daß wir davon bereits die ſchönſten Abhandlungen haben, wollte ich mich nicht in ein Fach wagen, worinnen meine Kenntniß nicht hinlänglich iſt; und eine bloße Ueberſetzung zu liefern, ſchien mir auch überflüßig zu ſeyn. Ich halte aber davor, die mehreſten natür-

lichen

lichen Grundſätze, die in der Dichtkunſt wahr ſind, werden auch in der Mahlerey und Tonkunſt gelten.

Meine vornehmſte Bitte gehet dahin, daß **Ew. Excellenz** dieſe meine Freyheit mit gnädigen Augen anſehen, und mich fernerhin **Deroſelben** Gnädigen Aufmerkſamkeit würdigen wollen. Der Höchſte erhalte **Deroſelben** ſchätzbares Leben und Geſundheit, und befördere durch dieſelbe ſo viel Gutes, als Menſchen zu thun möglich iſt.

Ich

Ich empfehle mich zu fernerer Hohen Gnade, und bin mit vollkommenſter Ehrfurcht

Ew. Hoch-Freyherrl. Excellenz

Frauenhayn,
den 6ten Hornung
1765.

zu Gebet und Pflichten unterthänigſt
verbundener Knecht,

M. Johann Friedrich Genſiken.

Vor-

Vorbericht.

Man findet ſo viel Critiken über die Werke des Geſchmacks, die einander vielmahls zu widerſprechen ſcheinen, und das vermuthlich daher, weil der Geſchmack ſo verſchieden iſt. In dieſer Betrachtung fiel ich darauf, ob es nicht mög-

möglich ſey, einen allgemeinen Grundſatz anzunehmen, um daraus das Vornehmſte in dieſem Fache zu beurtheilen. Ich ſtellte mir vor, daß das Schöne nur alsdenn das ſey, was es ſeyn ſoll, wenn es der Natur gemäß iſt, ohngeachtet das Natürliche noch nicht das Schöne allein ausmacht; und das Abgeſchmackte beſtehe in dem Gegentheile. Ein Menſch kann im Denken, Reden und Handlungen beydes verrathen.

Als ich die Sache durchgedacht hatte, ſetzte ich mir vor, meine Gedanken aufzuſetzen, und ſchmeichelte mir, daß dieſe Arbeit nicht ganz ohne Nutzen ſeyn würde. Ich ward darinnen beſtärkt, als ich wahrnahm, daß ein paar mora-

liſche Arbeiten, die ich bereits heraus gegeben, Liebhaber gefunden hatten, ſo, daß mich mein Herr Verleger erſuchte, darinnen fortzufahren. Ich habe alſo in dieſer Schrift die vornehmſten Denkungs- und Redegeſchäfte, wie auch die Handlungen der Menſchen, unterſucht, in wie weit ſie natürlich und ſchön ſind, oder nicht. Meine Abſicht dabey iſt, nicht allein die Menſchen auf ihre Pflicht zu weiſen, ſondern auch die Vortheile zu zeigen, die wir davon haben, wenn wir unſerer natürlichen Anlage nachgehen; und auf der andern Seite die Verlegenheit zu beſchreiben, in welche wir gerathen, wenn wir wider die Natur arbeiten. Ich ſuchte ſolches aus der Natur der Sache ſelbſt, und aus den beſten

Wer-

Werken der Alten und Neuern zu erläutern.

Es war unmöglich, alle Denkungsarten, Redegeſchäfte und Handlungen der Menſchen durchzugehen. Ich erwählte alſo das Denken und Schreiben überhaupt, und in den ſchönen Wiſſenſchaften die Dicht- und Redekunſt. Dieſe ſind mein Gegenſtand. Dieſe Betrachtung leitete mich auf die Abhandlung, welches die Methode zu ſtudiren ſey, die der Natur am gemäßeſten wäre. Hierbey ſahe ich ein, daß man in allen dem ohngeachtet ſchlecht fortkommen würde, wenn man nicht ſeine natürliche Anlage oder ſein Genie kennen lernte. In dieſer

Rückſicht habe ich von beyden Punkten beſonders gehandelt. Die Handlungen der Menſchen verdienten auch eine beſondere Betrachtung, und endlich beſchloß ich die ganze Schrift mit den Urſachen, woher unſere natürliche und unnatürliche Art zu denken, zu reden und zu handeln entſtehet. Das iſt der ganze Innhalt der gegenwärtigen Schrift. Die Ueberſchrift ſcheint etwas dunkel zu ſeyn. Das Wort unnatürlich würde deutlicher geweſen ſeyn, wenn ich es mit nichtnatürlich gegeben hätte; allein das letztere klingt gezwungen, und ſo blieb ich bey dem erſtern. Die erſte Abhandlung wird den Leſer unterrichten, was ich darunter verſtehe.

Ich habe in den Beweiſen vielmahls bekannte und leichte Dinge geſagt. Weil ich aber alles aus der Natur der Sache ſelbſt herleitete, ſo mußte ich die Beweiſe, der Natur gemäß, von der leichteſten und natürlichſten Seite hernehmen. Ich habe hierbey nicht die geringſte Gelegenheit gehabt, etwas Fremdes zu brauchen, ausgenommen, daß ich nicht vermeiden konnte, da ich vom Briefſchreiben handelte, einige Reguln von dem Herrn Prof. Gellert zu entlehnen, weil ſie der Natur ſo gemäß ſeyn, daß man darauf fallen muß, wenn man natürlich denkt. Die Gelegenheit zum Denken habe ich mehr den alten als neuern Schriftſtellern zu danken.

Einige neue Schriftſteller, die wegen der Religion und Sitten verdächtig ſind, aber den Ruf des Geſchmacks vor ſich haben, habe ich nach meiner Abſicht erwähnen müſſen. Man wird mir es vergeben; da ich die Religion über alles ſchätze, und jene Schriftſteller auf der Seite des Geſchmacks billige, auf der Seite der Religion aber verabſcheue. Unglücks genung! daß Menſchen ihr vorzügliches Talent nicht beſſer zur Ehre GOttes anwenden!

Die ganze Schrift iſt philoſophiſch abgehandelt. Ich nehme die Sache, wie ſie iſt, und nicht, wie ſie ſeyn ſollte; derowegen habe ich wenig theologiſch-

moraliſche Anmerkungen gemacht, auch nicht das Sündliche in unſern unnatürlichen Handlungen gezeigt, wie ich es leicht thun konnte, denn es war wider die Gränzen meiner Abſicht, und gehöret eigentlich in die geiſtliche Moral. Bin ich vielleicht nicht ſyſtematiſch genung, ſo wird mich der Titul rechtfertigen, daß es nur Gedanken ſeyn. Hiernächſt war die Kürze mein Augenmerk, die ich ſelbſt in der Abhandlung als ein Mittel angegeben habe, natürlich zu handeln, ſonſt würde mir es leicht geweſen ſeyn, meine Sätze mit mehrerern Exempeln aus alten und neuen Schriftſtellern zu erläutern. Schriften, die zu weitläuftig ſind, ermüden den Leſer, und machen, daß man

bey Neben-Dingen die Haupt-Sache verliert.

Ich glaube nicht, daß ein Geiſtlicher wider ſeinen Beruf handelt, wenn er Nebenſtunden auf ein Fach wendet, das unmittelbar nicht zu ſeiner Sphäre gehöret, aber mittelbar ſie erleichtert. Es iſt dieſes bey Ermangelung des Umgangs eine Art von Schadloshaltung, und doch nicht ohne Nutzen und Vergnügen. Wenn ich mir alſo nicht zu viel ſchmeichele, ſo wollte ich wünſchen, daß dieſe kleine Schrift, bey der Erziehung der Jugend, und beſonders derjenigen, einen Nutzen haben möchte, die nicht Gelegenheit, vom Studiren Profeßion zu ma-

machen, und doch natürliche Anlage genung, haben, das Schöne und Nützliche kennen zu lernen.

Noch eins fällt mir ein. Bey Betrachtung des Natürlichen und Unnatürlichen an den Rednern habe ich mancherley Anmerkungen über die geiſtliche Redekunſt gemacht. Ich traue einem vernünftigen Leſer zu, daß er mir es nicht, da mich mein Beruf ſelbſt zum Redegeſchäfte verbindet, als einen heimlichen Stolz auslegt. Denn es iſt ja möglich, etwas einzuſehen, und doch ſelbſt nicht beſſer machen zu können, Fehler zu bemerken, und ſelbſt darein zu fallen. Haben wir nicht gute Baumeiſter, die,

wenn ſie ſelbſt mauern ſollen, kaum einen Stein auf den andern zu ſetzen wiſſen? Ich will alſo die Stelle des Horaz auf mich anwenden, doch auch die Anwendung der erſtern Worte auf mich verbitten:

Ergo fungar vice cotis, acutum
Reddere quae ferrum valet, exſors ipſa ſecandi.

Innhalt.

1) Von der natürlichen und unnatürlichen Denkungsart überhaupt. S. 3

2) Von dem Natürlichen und Unnatürlichen im Schreiben. S. 18

3) Von dem Natürlichen und Unnatürlichen an den Rednern. S. 50

4) Von dem Natürlichen und Unnatürlichen bey den Dichtern. S. 82

5) Von der natürlichſten Methode zu ſtudiren. S. 96

6) Von der Art und Weiſe, ſein Genie kennen zu lernen. S. 118

7) Von dem Natürlichen und Unnatürlichen in den Sitten. S. 133

8) Von den Urſachen des Natürlichen und Unnatürlichen in der menſchlichen Denkungsart, Reden und Handlungen. S. 157

Gedanken

über das

Natürliche und Unnatürliche

in der

menſchlichen Denkungs-Art, Reden und Handlungen.

I.

Von der natürlichen und unnatürlichen Denkungs-Art überhaupt.

Boileau.

Le faux eſt toujours fade, ennuyeux, languiſſant;
Mais la Nature eſt vraie, & d'abord on la ſent.
C'eſt elle ſeule en tout, qu'on admire, & qu'on aime.

Wenn wir den Menſchen in ſeinen Handlungen betrachten, ſo finden wir ſo viel Zweydeutiges und Gezwungenes an demſelben, daß wir zweifelhaft werden, ob er das würklich ſey, was er ſeyn ſoll, oder ob er es nicht ſey. Die an ſich vernünftige Einſchränkung nach den Geſetzen, und nach dem

ſo genannten Wohlſtande, macht ihn vielmahls unkenntlich. Es iſt zwar dieſe Einſchränkung nöthig, wenn ſie nur nicht auf den Abweg leitete, unnatürlich zu werden. Wir gewöhnen uns dadurch nach und nach, anders zu denken, anders zu reden, anders zu handeln, als unſere natürliche Anlage es verlangt, und erſticken gleichſam dadurch die erſten Funken unſers eigentlichen Feuers, wir hemmen die erſten Triebfedern unſerer Handlungen, die viel vollkommener ausfallen würden, wenn wir denſelben zu Hülfe kämen, und unſere Kunſt nicht auf die Zernichtung der Natur baueten. Die köſtlichſte Arzney wird in der Hand eines ungeſchickten Arztes zum Gifte, wenn er der Natur des Kranken nicht zu ſtatten kömmt, und ihr mehr folget, als wider ſie arbeitet. Was in der Naturlehre wahr iſt, findet auch in der Sittenlehre ſtatt. Es würde es mancher zur Vollkommenheit bringen, wenn er unterſuchte, zu was er von Natur eine Anlage hätte, oder nicht.

Es verſtehet ſich von ſelbſt, daß ich hier nicht die Ausſchweifungen der ſündlichen Natur empfehle, die allerdings unterdrückt und gebeſſert werden müſſen. Meine Gedanken gehen nur auf die natürlichen Fähigkeiten der Menſchen, und auf den rechten Gebrauch und Anwendung derſelben, die uns in unſrer Denkungs-Art viel geſchickter, und in unſern Handlungen angenehmer, ich möchte faſt ſagen, auch ehrlicher, machen würden. Wir würden, ſage ich, dadurch viel geſchickter in den Wiſſenſchaften, viel entſchloſſener in unſerm Vornehmen, und zwar mit weniger Mühe werden, in dem Umgange mit andern würden wir uns mehr Vertrauen und mehr Beyfall erwerben.

Ich habe lange nachgedacht, was man eigentlich natürlich und unnatürlich nennen könne, und bin endlich darauf gekommen, daß das natürlich ſey, was dem Weſen und Eigenſchaften eines Menſchen, oder einer Sache, gemäß iſt. Unnatürlich werden wir alſo, wenn wir denken und etwas thun, was

wider unſere Eigenſchaften läuft, oder auch mit dem Vorwurf, mit dem wir uns beſchäftigen, nichts gleiches hat, auch wohl gar mit dem vorgeſtellten Endzweck ſtreitet. Wenn die Naturkündiger ſagen, es ſey etwas der Natur eines Cörpers gemäß, ſo verſtehen ſie dadurch, daß es aus den Bewegungen erfolgen könne, die ein Cörper haben kan. Nun wollen wir dieſe Beſchreibung auf das Sittliche in dem Menſchen anwenden, ſo iſt das Natürliche an ihm, wenn er alſo denkt, redet und handelt, wie es die Bewegungen erfordern, die ſeine Seele haben kan: auch dieſes iſt noch nicht hinlänglich, ſondern er muß auch alſo denken, reden und handeln, wie es ſein Endzweck, und die Sache, die er vor ſich hat, erfordert.

Ich will dieſes durch Exempel, die gleich in die Augen fallen, erläutern. Ein erlangtes, oder nur anſcheinendes Glück ſetzt mich in eine Art von Freude, mein Herz wird dadurch bewegt; ſo iſt es mir natürlich, die Freude meines Herzens alſo an den Tag zu

geben,

geben, wie ſie das Herz empfindet. Geſetzt, es halten mich Abſichten zurück, meine Freude alſo zu erklären, wie ſie das Herz empfindet, ſo wird die Erklärung darüber unnatürlich werden. Ferner, es ſtößet mir eine Sache vor, welche nach den Geſetzen der Natur einen traurigen Eindruck in meiner Seele machen muß, ich empfinde aber dieſe Traurigkeit nicht alſo, wie ſie ein jeder anderer empfindet, oder verberge ſie aus Abſichten, ſo denke ich über dieſen Vorfall unnatürlich; und wenn ich mich gegen andere darüber erkläre, ſo werde ich auch unnatürlich reden. Geſetzt, ich habe die natürliche Anlage, alles geſchwind zu faſſen, zu ſagen und auszurichten; wie unnatürlich werde ich da werden, wenn mich Abſichten verbinden, den Langſamen zu machen. Mein Endzweck iſt, den Traurigen aufzurichten, ſo werde ich dieſen Endzweck nicht erreichen, wenn ich nicht die Natur ſeiner Traurigkeit mir eigen mache, und ſie mir alſo vorſtelle, wie er ſich dieſelbe vorſtellen kan. Eben ſo werde ich unnatür-

lich werden, wenn ich nicht von dem Vorwurf ſelbſt, den ich vor mir habe, ſeiner Natur und Eigenſchaften gemäß denke.

Es iſt dem Menſchen natürlich, daß er empfindlich iſt, unangenehme Dinge verabſcheuet, das, was ſeinen Zuſtand vollkommen macht, oder an ſich was vollkommenes hat, liebt und hochſchätzet, das Gegentheil davon haſſet, nach einem eingebildeten Guthe Verlangen trägt, bey zu vermuthender Gefahr furchtſam iſt, unerſchrocken und muthig wird, wenn er dieſe Gefahr nicht ſiehet. Wie unnatürlich wird er werden, wenn er das Unangenehme als angenehm, das Unvollkommene als vollkommen, das Gute vor böſe hält, das Traurige als etwas Fröliches betrachtet, das Nützliche als ſchädlich anſiehet, das Hohe vor gering und niedrig ſchätzet, und ſo auch umgekehrt. Es bleibt alſo die Regul feſt geſtellt, wir werden unnatürlich, wenn wir uns von den Dingen falſche Begriffe machen, oder welches einerley iſt, ſie nicht vor das halten, was ſie würklich ſeyn. Die Natur

erfordert, daß unſere Denkungs-Art mit den Dingen, über welche wir denken, parallel ſey.

Das andere, was wir in Anſehung des Natürlichen und Unnatürlichen zu unterſuchen haben, iſt die Beſtimmung und Vorſtellung des Vorwurfs nach ſeiner Natur; eine Sache, die das wahre Schöne in allen Künſten ausmacht, und den Werth des Künſtlers beſtimmt. Es hat dieſelbe einen Einfluß in alle Künſte, ſie trift den Mahler, Bildhauer, Poeten, Redner, ja ſie geht ſo gar bis auf den Schneider und Frißirer. Hier wird das unnatürlich, was mit dem Objekt, das gemahlt, ausgehauen, beſungen, beſchrieben, gekleidet und gezieret werden ſoll, nicht überein kömmt. Des Künſtlers Vorzug zeigt ſich hier. Er iſt um ſo viel größer, je näher er der Natur kömmt. Die richtige Vorſtellung ſeines Objekts macht hier das Hauptwerk aus, die Auszierung bleibt ein Nebenwerk, welches nur macht, daß das Natürliche mehr in die Augen fällt.

Der Mahler kan die Zeichnung und die Farben, Licht und Schatten verſtehen, und doch unnatürlich werden, wenn er nicht eine genaue Einſicht in die natürliche Zergliederung und Eigenſchaften ſeines Vorwurfs hat. Ein Kunſtverſtändiger wird bald den Fehler entdecken, und der guten Geſchmack hat, wird, wenn er auch die Reguln nicht verſtehet, merken, daß etwas fehlet, ob er gleich nicht weiß, wo es fehlet. Die ſchönſte Geſchichte verlieret, wenn ſie der Künſtler unnatürlich vorſtellet. Man ſchläft über Poeten ein, die den prächtigſten Vorwurf mit den ausgeſuchteſten Ausdrücken beſingen, blos deswegen, weil ſie die Natur nicht treffen; und wird nicht müde, andere zu leſen, die in leichten Ausdrücken natürlich ſeyn. Redner geben ſich Mühe, und bewegen nicht, einzeln betrachtet, iſt alles ſchön, im Gantzen verlieret es. Andere verrathen keine Kunſt, und erlangen den Endzweck, weil ſie der Natur folgen. Der Schneider kan den zierlichſten Leib, und der Friſirer den ſchönſten Kopf

durch

durch Kunſt verſtellen, wenn er das Verhältniß nicht kennet. Das alles ſoll nur ſo viel beweiſen, daß wir unnatürlich werden, ſo bald wir unſern Vorwurf verkennen.

Es iſt der Natur gemäß, den kürzeſten und leichteſten Weg zu Erlangung unſers Endzwecks zu gehen: Die Mittel ſind am natürlichſten, welche am leichteſten ſind. Je mehr wir ausſchweifen, deſto mehr entfernen wir uns von der Natur. Ein Fluß lauft eine gerade Linie, wenn er nicht durch Hinderniſſe in Krümmen gleichſam gezwungen wird. Die Werke des Witzes und Geiſtes ſind wohl die beſten, welche nicht ein mühſamer Fleiß hat ausſchwitzen müſſen. Man ſiehet gar bald, was die Natur hervorgebracht, und was die Kunſt mühſam erzwungen hat. Man ſagt: Poeten werden gebohren, das iſt, ſie müſſen von Natur eine Anlage zur Dichtkunſt haben. Ich glaube, daß nicht nur die Dichter dieſe Anlage erhalten müſſen, ſondern auch ein jeder anderer, der in ſeinem Fache eine gewiſſe Geſchicklich-

keit erlangen will. Die Kunſt verſchaft uns weiter nichts, als den Stof, unſere natürliche Geſchicklichkeit zu entwickeln, und die Fehler zu vermeiden; ſie giebt uns Reguln, unſere Fähigkeiten in Ordnung zu bringen. Schon lange hat die Welt den Wahn verlaſſen, daß man durch Silbenmeſſen ein Dichter, und durch Chrienmachen ein Redner wird. Hat man doch Mahler, die ziemlich geſchickt ſind, und doch niemahls bey einem Meiſter gelernet haben, und handwerksmäßig gelernte übertreffen. Die Kunſt kömmt nur der Natur zu ſtatten. Sie ſammlet Begriffe und Reguln, um der Natur den Lauf leichter zu machen. Wir werden alſo unnatürlich, wenn wir nicht die kürzeſten und leichteſten Mittel erwählen, die uns gleichſam unſre angebohrne Denkungs-Art an die Hand giebt. Wir können gleich ſchlüſſen, daß wir zu einer Sache nicht gebohren ſeyn, es auch nicht weit darinnen bringen werden, wenn ſie uns ſauer wird.

Die Natur giebt ſelbſt äußerliche Kennzeichen an, worzu ſie aufgelegt ſey, das iſt die Luſt, die wir zu dieſer oder jener Sache beſonders haben, die Luſt, ſage ich, das vorzügliche Vergnügen an etwas, das uns ſelten betrügt, wenn wir es zum Wegweiſer erwählen. Man wird ſolches an Kindern gewahr, die mehrentheils einen vorzüglichen Trieb zu etwas verrathen. Dieſes zur Tonkunſt, ein anders zum Zeichnen, und ſo ferner. Ich habe einen Menſchen gekannt, der von Natur blöde war. Sein vernünftiger Vater, einer der größten Tonkünſtler zu ſeiner Zeit, gab mit Fleiß auf ihn Achtung, ob er nicht an einer Sache ein vorzügliches Vergnügen hätte, und fand endlich, daß dieſer junge Menſch, der bereits das zwanzigſte Jahr zurück gelegt hatte, gerne ſchnitzte, und ſich mit dem Meſſer allerhand Figuren von Holz machte; er fiel alſo darauf, ihn etwas lernen zu laſſen, in welchem er ſeinem Triebe Gnüge leiſten könnte. Die Bildhauerkunſt erforderte zu viel Nachdenken, er ward alſo

ein Formenſchneider, die zu Cattun und Druckerey gebraucht werden, und, wie ich erfahren habe, ſoll er es zu einer ziemlichen Vollkommenheit darinnen gebracht haben. Wenn wir dieſen äußerlichen Kennzeichen der Natur allzeit folgten, und uns nicht der Eigenſinn oder Vorurtheile davon abhielten, ſo würden wir vielmahls unſere Abſicht bey der Erziehung der Kinder beſſer erreichen. Wer natürlich denkt, redet und handelt, weiß einen guten Unterſchied der Zeit, des Orts und der Umſtände zu machen. Ein Gedanke kan an und vor ſich gut ſeyn, er wird aber zur unrechten Zeit und am unrechten Orte angebracht, ſo verlieret er das Schöne, ja er wird oftmahls eckelhaft. Die Natur verlangt, ſich allemahl gleich zu ſeyn, und ein beobachtetes Verhältniß in allen Dingen iſt dasjenige, was uns am meiſten hinreiſſet, das Schöne zu empfinden. Ein Bildhauer kan ein Meiſterſtück von einem Kopfe machen, einen Rumpf, der, einzeln betrachtet, ſeines gleichen nicht hat, und ſo auch die übrigen Theile ei-

nes

nes Stücks, er verſiehet es aber im Verhältniſſe, ſo iſt, einzeln betrachtet, alles ſchön, im Ganzen alles fehlerhaft. Der Redner kan auserleſene Worte brauchen, zuſammen geſetzt machen ſie einen ſchlechten Perioden aus. Auch die Perioden, einzeln betrachtet, können gut ſeyn, und die Rede im Ganzen iſt matt, weil er ſich nicht gleich bleibt. Der Zuhörer, der Geſchmack hat, ſpricht gemeiniglich alsdenn: Es iſt wahr, es iſt alles ſchön, aber ich weiß es nicht, es fehlet doch etwas. Dieſen Gedanken werde ich hernach zu entwickeln mehrere Gelegenheit haben. Es iſt bey dieſer Unähnlichkeit immer, als wenn halb unſere eigene Seele, und halb die Seele unſers Lehrmeiſters dächte.

Die ganze Natur verabſcheuet den Zwang. Ich wundere mich, woher es kömmt, daß der Menſch, das Vornehmſte in der Natur, ganz allein ſich beeyfert, unnatürlich zu denken, und unnatürlich zu handeln. Er muß ſich doch zu wenig zutrauen, oder mit ſeinem Weſen nicht zufrieden ſeyn. Vielleicht iſt bey-

des

des nicht ſchuld daran, und alles Unnatürliche kömmt nur daher, weil er ſich zu wenig kennt. Wenn wir unſere natürlichen Fähigkeiten und Unfähigkeiten recht kennten, ſo würden wir erſtere mit allem Fleiß ausarbeiten, letztere aber würden uns abhalten, Dinge vorzunehmen, zu denen wir nicht geſchickt ſind. Ich will denen das Wort nicht reden, welche alles blos der Natur überlaſſen, und nichts durch Kunſt zu beſſern ſuchen. Ein Acker, wenn er auch von Natur noch ſo fruchtbar iſt, bringt, wenn er nicht gehörig bearbeitet wird, nichts als Unkraut hervor. Aber ein kluger Ackersmann weiß die Natur ſeines Feldes wohl zu unterſcheiden, zu was vor einer Art von Früchten es am geſchickteſten ſey, und wenn er dieſe kennt, ſo braucht er den halben Fleiß nur, und ſeine Mühe wird reichlich belohnet. Der menſchliche Verſtand erfordert allerdings eine Bearbeitung und einen Saamen; wie wohl fahren wir, wenn wir die rechte Art des Saamens treffen, wie leicht wird da die Bearbeitung von ſtatten

gehen.

gehen. Natur und Kunſt ſetzen ſich gleichſam einerley Ziel vor. Beyde gehen nach demſelben. Eines ohne das andere wird es niemahls zu einer gewiſſen Vollkommenheit bringen. Die Natur wird ohne Kunſt viel Unnützes hervorbringen, die Kunſt wird ohne Natur vergebens arbeiten. Es fällt mir hierbey ein, was Horaz ſagt:

Natura fieret laudabile carmen, an arte,
Quaeſitum eſt. Ego nec ſtudium ſine diuite vena,
Nec rude quid proſit video ingenium. Alterius ſic
Altera poſcit opem res, & conjurat amicè.

II.
Das Natürliche und Unnatürliche im Schreiben.

OWEN.

Rerum regina eſt ratio, naturaque mater:
Nam natura parit res, ratioque regit.

Es wird manchem unerhört ſauer, ſeine Gedanken aufzuſetzen. Auch Kleinigkeiten ſetzen ihn in Verlegenheit. Bringt er es endlich ja mit vieler Mühe dahin, ſo gefällt es nicht, oder, wie man ſonſt ſpricht: Es iſt kein Geſchmack darinnen. An Büchern und Schriften fehlt es wohl endlich nicht, aber die guten gegen die ſchlechten gerechnet, werden ſich verhalten, wie eins gegen hundert. Selbſt das Alterthum weiß nur einige gute Redner und Poeten aufzuweiſen, ob es gleich an Schriftſtellern nicht gemangelt hat. Sollte es den übrigen an Wiſſenſchaft und Begriffen gefehlet haben? Nein, es fehlete an der natürlichen Anlage.

Man

Man höret in den Critiken nichts ſo oft, als die Klagen über den Mangel des Geſchmacks. Dieſer und jener Schriftſteller, Dichter, Redner, Verfaſſer von Briefen, ſoll keinen Geſchmack haben. Man ſpricht, man widerſpricht, man kömmt vielmahls darüber in einen lächerlichen Wortwechſel, und dem Leſer wird es ſchwer, zu errathen, wer recht oder unrecht habe, wenigſtens fället ihm die Möglichkeit ein, daß er vielleicht ſelbſt keinen Geſchmack in der Beurtheilung der Schriftſteller haben könne. Bey einem ſo unbeſtimmten Begriffe läßt ſich allemahl eine Furcht des Gegentheils denken.

Voltaire, der den Ruf vor ſich hat, daß er mit Geſchmack geſchrieben, den man aber dem ohngeachtet mit Behutſamkeit leſen muß, und aus dieſem Geſichtspunkte jungen und ungeſetzten Leuten gar nicht in die Hände geben ſollte. Voltaire, ſage ich, hat eine beſondre Abhandlung vom Geſchmacke geſchrieben, welche er den Tempel des Geſchmacks überſchreibet. Wer dieſes Stück das erſtere

ſtere mahl zu Geſichte bekömmt, der freuet ſich darüber, in der Hofnung, einmahl einen geſetzten Begriff von dem Geſchmack und wahrem Schönen zu bekommen, zumahl da kein Gelehrter, der Geſchmack und ſchöne Wiſſenſchaften beſitzet, ihm dieſe Denkungs-Art abſprechen kann. Er ſpricht im Anfange vielen den Geſchmack ab, als dem Dacier, Saumaiſe, Scuderi, Pradon, Chapelain, Rouſſeau und andern, nicht nur Schriftſtellern und Poeten, ſondern auch Künſtlern. Endlich geſtehet er einigen den Geſchmack zu, nachdem er hier und da noch etwas an ihnen getadelt, und beſchlüſſet die ganze Abhandlung, indem er den Geſchmack redend einführet, folgender maßen:

Il n'eſt que le fils de l'art
Moi, je le ſuis de la nature.

Ich finde hier keine eigentliche Beſchreibung des Geſchmacks, als nur dieſe Eigenſchaft, daß derſelbe ein Kind der Natur ſey. Ich werde alſo in meiner Meynung beſtärkt,

daß

daß ſich von dem Geſchmacke nichts eigentliches beſtimmen laſſe; daß wir aber doch um ſo viel näher der allgemeinen Empfindung des Schönen kommen, je mehr wir natürlich denken, reden und ſchreiben. Es folget hieraus, daß mancher deswegen ſo viel Schwierigkeiten in Aufſetzung ſeiner Gedanken findet, weil er nicht natürlich denkt. Es iſt demjenigen, dem die Natur günſtig iſt, leicht, eine Sache alſo anzuſehen, wie ſie in der That iſt, oder, wie ſie ſich der menſchliche Verſtand, der von Vorurtheilen gereinigt iſt, vorſtellt. Er kennet dieſe Sache nach ihrer Verbindung, er überſiehet ihre Umſtände, es miſchet ſich gleichſam, bey Betrachtung derſelben, nichts fremdes oder falſches ein. Dieſe deutliche Kenntniß flößet ihm die deutlichſten Merkmaale und Worte ein, ſeine Begriffe einem andern mitzutheilen; da es hergegen eine überaus ſchwere Arbeit, und eine ſich immer widerſprechende Bemühung iſt, etwas, das unſerer Natur nicht eigen, und unſerer Empfindung nicht deutlich iſt, ordentlich und ange-

angenehm vorzutragen. Wir nehmen Zuflucht zu der Kunſt, wir fangen an nachzuahmen, wir kommen in fremde und übelverſtandene Fächer, und dieſe vermeynte Kunſt macht uns andern undeutlich, und uns ſelbſt verdächtig und widerſprechend. Ich will einmahl eine Probe von dem Natürlichen und Unnatürlichen im Schreiben geben. Ich will ſie aber ſelbſt erfinden, um nicht einem Schriftſteller in meinem Urtheile zu nahe zu treten; weil es mir ſonſt ſehr leicht würde werden, bekannte Stellen anzuführen, die ſchön zu ſeyn ſcheinen, und wenn man ſie zergliedert, nichts weiter, als Galimatias ſind. Ich will eine hiſtoriſche Beſchreibung vor mir nehmen, und was ſoll mich abhalten, ſolche aus der Schrift zu entlehnen, und das Natürliche der Schreibart zu zeigen, welches dieſes heilige Buch wider viele Einwürfe der Spötter behauptet? Nachhero will ich das Unnatürliche an das Licht ſtellen, in welches derjenige verfällt, wann er das Natürliche der Schrift durch die Kunſt verbeſſern, oder erhöhen will.

Ich

Ich will gleich mit der Schöpfungs-Geſchichte Moſis die Probe machen. Sie fängt ſich an: Im Anfang ſchuf GOtt Himmel und Erden, und die Erde war wüſte und leer, und es war finſter auf der Tiefe, und der Geiſt GOttes ſchwebet auf dem Waſſer. Dieſe Beſchreibung iſt natürlich. Sie hat die Kennzeichen einer guten hiſtoriſchen Schreibart, das iſt, ſie iſt kurz, deutlich und ordentlich. Nun kömmt die Kunſt darüber, ſie will eben das ſagen, ſie ſchämet ſich aber, die bekannte und natürliche Sprache zu brauchen, ſie ſchleichet zur poetiſchen Vorraths-kammer, ſie borget die Worte halb von dem Ovid, halb von ihrer eigenen Erfindung, und drückt ſich folgender maaßen aus: Durch den HErrn des Himmels und der Erde hat Meer und Erde, und der über alles ausgeſpannte Himmel, ſein Daſeyn erlangt. Vorher war es ein Chaos, ein roher Klumpen, in welchem die Stäubgen und der Saame aller Dinge verwirrt und unentwickelt lagen. Eine ſchöpferiſche Hand gehörete darzu, ſie

aufzulöſen, und in Ordnung zu bringen. Die Welt wußte noch nicht, was Licht war ꝛc. Wenn ich dieſe gekünſtelte Beſchreibung der Worte Moſis nur obenhin anſehe, ſo ſcheinen ſie prächtiger in die Ohren zu fallen, als das Original; wenn ich ſie aber genauer prüfe, ſo finde ich, daß ſie in der That unnatürlich, und wider den Geſchmack ſind. Wenn Moſes ſpricht: Im Anfang ſchuf GOtt Himmel und Erde, ſo iſt die Erzählung natürlich; wenn ich aber ſage: durch den HErrn Himmels und der Erde hat Meer und Erde, und der über alles ausgeſpannte Himmel, ſein Daſeyn erlangt, ſo iſt die Erzählung unnatürlich, denn, wer einen GOtt glaubt, weiß auch, daß dieſer GOtt HErr Himmels und der Erden iſt; wer da glaubt, daß GOtt die Welt erſchaffen, der glaubt und weiß auch, daß Meer und Erde zur Welt gehöret, er ſiehet auch, daß der Himmel über alles ſich ausbreitet; und daß etwas ſein Daſeyn erlangt, wenn es geſchaffen wird, daran zweifelt vollends niemand. Zu was ſind al-

ſo

ſo dergleichen prächtige und weiter nichts bedeutende Worte in einer hiſtoriſchen Beſchreibung nöthig? Welcher Beamter wird einen Bericht an die Churfürſtliche Cammer alſo einrichten: Ew. Churfürſtliche Durchlauchtigkeit berichte ich hierdurch unterthänigſt, daß nach dem mir gnädigſt ertheilten Befehl durch den Mauermeiſter N., den Meiſter ſo vieler Gebäude, der Grund, die Mauern, die Wände und das über alles ausgeſpannte Dach des Vorwerks-Hauſes zu N. ſein Daſeyn erlangt habe? würde er nicht ausgelacht werden? Nein, er ſchreibt beſſer, wenn er kurz und natürlich ſchreibt: Der Mauermeiſter N. hat das Vorwerks-Hauß nunmehr zu Stande gebracht. Dadurch wird der Endzweck erlangt, man verſtehet ihn, und der Bericht iſt der Sache gemäß. Ich will in Beurtheilung dieſer Probe nicht weiter gehen, um nicht wider Willen eine an ſich heilige Sache lächerlich zu machen; aber, woher kommt es vielmahls, daß Spötter Stof zum Spotten bekommen? Nicht von dem

Vorwurfe allezeit, ſondern von unſerer unnatürlichen Künſteley, die beſten Sachen zu verunſtalten. Dergleichen redneriſche Proben will ich tauſend aufweiſen, wenn es nöthig wäre, die in unſern Schriften vor ſchön gehalten werden, die auch denen, die eben ſo unnatürlich denken, als der Verfaſſer, gefallen; aber bey denen, die Genie haben, allzeit was Abgeſchmacktes und Widerſinniges hinterlaſſen, ob ſie es gleich ſelbſt nicht allemahl ſagen können, wo es fehlet. Es läßt ſich mehr empfinden, als ſagen. Den Dichtern ſind dergleichen Beſchreibungen zuweilen zu vergeben, wenn ſie Schilderungen machen; in Proſa aber iſt es allemahl etwas Unnatürliches.

Das Unnatürliche im Schreiben entſtehet, wenn wir unter unſere Gedanken ſo viel fremde miſchen. So viel Menſchen ſind, ſo viel verſchiedene Denkungsarten giebt es, ob gleich immer einer mit dem andern mehr oder weniger ähnliches hat. Aus dieſer Miſchung verſchiedener Begriffe und ihrer Entwickelung

lung muß nothwendig ein gezwungener Vortrag entſtehen. Hierbey muß ich nun eine Erinnerung machen. Im Grunde betrachtet, ſind eigentlich die meiſten unſerer Gedanken fremd, und von andern theils erfunden, theils ſchon zuvor gedacht und geſchrieben. Die wenigſten bringen wir, durch Hülfe der Abſonderung, ſelbſt hervor. Es gilt alſo gewiſſer maaßen das bekannte Sprichwort: Es wird nichts geſagt, was nicht ſchon vorher geſagt worden. Es gilt, ſage ich, gewiſſer maaßen, aber nicht durchgängig. Die Worte ſind faſt durchgängig da geweſen, auch bey Verſtändigen eben der Begrif, der mit den Worten natürlich verbunden iſt. Die Gedanken in Sätzen aber, und die durch dieſelben entſtehenden Perioden, ingleichen der Zuſammenhang der Perioden, der eigentlich das Ganze ausmacht, ſind, einige ſchlechte Schriftſteller ausgenommen, die alles ausſchreiben, immer etwas neues. Ich will mich hierbey durch Exempel erklären. Man findet ſehr viel Heldengedichte, alle kommen faſt darinnen

nen überein, daß ihre Verfaſſer etwas aus der Ilias des Homer, oder aus der Aeneis des Virgil entlehnet haben; manche den ganzen Entwurf, manche auch nur einzelne Stellen. Selbſt Voltaire in ſeiner Henriade, welches unter den neuern vor das beſte Heldengedichte gehalten wird, iſt davon nicht frey, deswegen kann ich noch nicht ſagen, daß er ausgeſchrieben habe, und unnatürlich ſey. Geſetzt aber, es entlehnt ein dergleichen Dichter ganze Stellen aus dem Homer, Virgil, Taſſo und ſo weiter, und er hat des Homers, Virgils und Taſſo Art zu denken nicht, ſo wird man, wenn man auch obige Dichter nicht geleſen hätte, doch leicht empfinden, daß ſich das Gedicht nicht gleich ſey, warum? es denken ſo viel Perſonen darinnen, da nur ein einziger denken ſollte, und dieſe Verſchiedenheit macht den Dichter unnatürlich. Man thut alſo am beſten, man macht ſich die Gedanken eines Originals eigen, legt es aus der Hand, ſchreibt nichts ab, ſo wird es natürlich klingen, wenn ein dergleichen Gedanke, ohne

daß wir es ſelbſt wiſſen, ſich untermiſchet, ſein Weſen behält, und unſere Einkleidung bekömmt. Ich komme hierbey auf eine Anmerkung, deren üble Auslegung ich feyerlich verbitte. Ich zweifle, ob die gekünſtelte lateiniſche Schreibart würklich ein natürlicher Stilus könne genennet werden. Wir lernen von Jugend auf Latein, wir ſammlen, nach Maßgebung unſerer Lehrer, ſchöne Redensarten aus dem Nepos, Eutrop, Cäſar, Curtius, Sveton, Livius, Cicero, und ſo ferner. Wir thun ſolches nicht nur aus proſaiſchen Schriftſtellern, ſondern wir fahren auch in das Bergwerk der Poeten, und hohlen aus dem Phädrus, Plautus, Virgil, Ovid, Horaz, Juvenal und übrigen einen Vorrath. Unſer Gedächtniß iſt alſo mit den Redensarten ſo vieler Verfaſſer angefüllt. Wir fangen an zuſammen zu ſetzen. Unvermerkt fügen wir die Gedanken ſo vieler verſchiedenen Menſchen außer ihrer Verbindung an einander, und ſind noch zu entſchuldigen, wenn wir ſolches unvermerkt, und nicht mit

Fleiß

Fleiß thun, und etwas Schönes darinnen ſuchen. Was vor eine Ungleichheit in unſerer Schreibart werden wir nicht dadurch verrathen? Einzeln betrachtet, wird alles ſchön ſeyn, im Ganzen iſt es unnatürlich und eckelhaft. Ich will dieſe Gedanken wieder durch eine Probe zum Scherz erläutern. Es ſoll dieſe ſeyn:

Non dubito fore pleroſque, qui non in meam eant ſententiam. Verum enim vero Davus ſum non Oedipus. Opiniones hominum ſunt vulnus immedicabile, nodum in ſcirpo quaeret, qui illud enſe recidere velit. Ratione potius vtendum eſt, ſi hoc in argumento velis navigare velimus ſecundis, & vix credibile erit, quantum natura efficere poſſit. Ars itaque prudenter adhibenda eſt, & ipſius artis eſt celare artem. Eruditorum hic contra me, ille pro mea ſtabit ſententia. Juvat verum dicere, & illo fretus non egeo Mauri jaculis, nec arcu, ſi Deus otium fecerit, ad meam defendendam ſententiam.

Die=

Dieſe Stelle hat etwas Unnatürliches. Alle darinnen vorkommende Redensarten ſind aus den beſten lateiniſchen Schriftſtellern genommen. Aber die Verſchiedenheit der Schriftſteller ſelbſt, und die mühſame Kunſt, dieſe ſchönen Redensarten zu vereinigen, macht ſie eckelhaft. Sie ſiehet aus, wie ein Menſch, der mit Kleidungs-Stücken von aller Art geputzt iſt, aber eben deswegen lächerlich wird, weil alles ſo mühſam ausgeſucht und übel angebracht iſt. Der Huth, daß ich mit Erlaubniß in dem Gleichniſſe fortfahre, iſt aus dem Nepos; die Haare ſind Ciceroniſch, die Halsbinde iſt vom Terenz geborgt; das Kleid gehöret dem Ovid, eine einzige Falte ausgenommen, die der Terenz noch darzu gegeben hat; die Beinkleider ſind Ovidianiſch, bis auf einen Kniegürtel, der dem Cicero gehöret. Horaz liefert die Strümpfe, und Virgil die Schuhe. Die Knöpfe ſind alle aus Deutſchland, nur mit Latein überzogen. Der ganze Cörper hat etwas ähnliches mit der kurzen und ſinnrei-

chen

chen Art des Seneka. Was vor eine Mißgeburth, die mancher in ähnlichen Stellen vor ſchön hält? Und was iſt die Urſache? Das Unnatürliche, das in der Ungleichheit ſich erzeuget.

Es iſt alſo wohl das ſicherſte Mittel, um nicht in dieſen Fehler zu verfallen, wenn man ſich die Schreibart eines einzigen Schriftſtellers angewöhnet, mit dem unſere natürliche Art zu denken etwas ähnliches hat, welches wir daran erkennen, wenn er uns vor andern am beſten gefällt. Es iſt dieſes freylich ein ſeltenes Glück, denn es giebt nur wenig Berger und Erneſti, die vollkommen Ciceroniſch ſchreiben. Sind wir aber nicht ſo glücklich, ſo thun wir am beſten, wir bleiben bey der natürlichen und ungekünſtelten Sprache, die in den höhern Wiſſenſchaften eingeführet iſt, bey welchen es mehr auf die Wahrheit ſelbſt, als auf die Art, ſie einzukleiden, ankömmt. Genung, wenn ich die Wahrheit ſelbſt einſehe, und mich der andere verſtehet.

Es iſt unmöglich, daß ich etwas natürlich vortragen kann, wenn ich ungewiß bin, ob es recht ſey, oder nicht, und wenn ich in dieſer Ungewißheit ſtets ändere und zu verbeſſern ſuche. Schwer denken, und ſich ſchwer erklären, läßt zwar gelehrt, und blendet die Unwiſſenden, aber es iſt wider die Natur. Menſchen, denen es ſauer wird, etwas zu erklären, und bey der Erklärung ſelbſt ſchwere Geburths-Schmerzen ausſtehen, haben von der Natur die Gabe nicht erhalten, etwas vorzutragen, darinnen Geſchmack iſt; es wäre denn, daß die Wahrheiten ſelbſt eine tiefe Scharfſinnigkeit erforderten, und auch hierinnen erhalten ſie eine Anlage von der Natur, wenn ſie von derſelben anders darzu beſtimmt ſeyn, ſchwere, und nicht gemeine Dinge vorzutragen. Hierinnen iſt das Genie der Engelländer glücklich. Eine einzige Strophe in Youngs Nachtgedanken, ja faſt ein jedes Wort, läßt ſo viel zu denken nach ſich, daß die Erklärung darüber ein ganzes Blat ausmachen würde. Es lieſet ſich ſchwer,

man hat vollauf zu denken dabey. Es würde aber höchſt unverſtändig geurtheilet ſeyn, wenn man von dieſem Schriftſteller ſagen wollte, er denke nicht natürlich. Eben die Verbindung kurzer und ſinnreicher Gedanken macht das Natürliche bey dem Engelländer aus. Er denkt und ſchreibt, wie ein Engelländer. Wie eckelhaft wird aber ein Deutſcher ſeyn, wenn er dem Engelländer nachäffen will. Jener trägt tiefe und ſchwere Gedanken vor, ſo leicht, als es dem Verſtande des Menſchen möglich iſt, ſchwere Sachen leicht vorzutragen, und läßt bey jedem Worte uns was zu denken übrig; dieſer giebt leichten Sachen in ſeiner Nachahmung ein ſchweres und tiefes Anſehen, und nicht die Tiefe der Sachen ſelbſt, ſondern ſeine dunkele Art zu denken macht ihn ſchwer zu verſtehen. Wer ängſtlich in der Aufſetzung ſeiner Gedanken iſt, und über jeden Perioden zehen Federn zerkauet, hat von der Natur keine Anlage, ſich zu erklären, und die Ungewißheit ſelbſt entfernet ihn vom Geſchmacke.

Das iſt das höchſte Geſchenk der Natur, wenn wir die Sachen nicht nur deutlich, kurz und leicht faſſen, ſondern ſie auch alſo vorzutragen wiſſen, daß der Leſer gleichſam bey jeder Sache einen Eindruck von der Wahrheit, und bey Werken des Witzes ein Vergnügen in ſeiner Seele empfindet.

Wie ſich die Denkungsart eines Menſchen in ſeinen Sitten verräth, ſo wird man dieſelbe noch mehr in ſeinen Schriften kennen lernen, und zwar um deswillen, weil er im Umgange mit andern noch nicht ſo viel Zeit zur Ueberlegung hat, und ſich leichter übereilen kann, als im Schreiben, dabey er durch nichts von außen geſtöhret wird. Es verräth ſich alſo auch das Natürliche und Unnatürliche der Sitten, wenn wir im Schreiben unſern Charakter, und den Stand, in welchem wir leben, vergeſſen. Wenn ein junger Menſch, der entweder in gar keiner, oder doch in einer bürgerlichen Bedienung ſtehet, ſcherzhafte Gedichte, Satyren und Sonnets ſchreibt, ſo läßt es ihm natürlich, und ob gleich dieſe Art

von Schriften den vermeynten Endzweck nicht allemahl erreichen; ſo ſtehet es ihm doch faſt beſſer an, als wenn er gar zu ernſthaft ſpricht:

Adoleſcent, qui s'erige en Barbon
Jeune Ecolier, qui vous parle à Caton
Eſt, à mon ſens, un animal bernable.

Wenn aber ein Mann, deſſen Amt oder Alter Ernſt erfordert, und deſſen Endzweck die Erbauung ſeyn ſoll, ſich einer ſcherzhaften, oder vielmehr leichtſinnigen Schreibart bedienet, ſo verräth er allemahl einen ſchlechten Charakter, und ſeine Denkungsart wird unnatürlich. Hierinnen verſahe es vor kurzem ein gewiſſer bekannter Gottesgelehrter in ſeinem ſogenannten Lehrbuche. Es iſt mein Endzweck nicht, mich bey ſeinen Irrthümern aufzuhalten, nur ſo viel erinnere ich nach der Abſicht gegenwärtiger Schrift, daß die Einkleidung und einige Redensarten darinne einem Manne, der einem ſo wichtigen und ernſthaften Amte vorſtund, nicht anſtändig,

und ſeinem Charakter zuwider waren. Wollen wir nicht unnatürlich werden, ſo müſſen wir, wie ich ſchon oben im erſten Hauptſtücke erwähnet habe, uns, unſern Endzweck, den Vorwurf und Objekt niemahls verkennen.

Wenn ich hier von dem Natürlichen und Unnatürlichen im Schreiben rede, ſo beziehet ſich meine Unterſuchung nicht blos auf das Bücherſchreiben, ſondern auch auf alle Arten, ſeine Gedanken im gemeinen Leben ſchriftlich mitzutheilen. Ich finde hierbey zwey Fächer, über welche es mir erlaubt ſey, meine unvorgreiflichen Gedanken zu ſagen. Das erſte iſt die Schreibart, die in den Gerichtshöfen eingeführet iſt; das andere iſt das Briefſchreiben, welches letztere um ſo viel eher eine Aufmerkſamkeit verdienet, weil es kein Menſch, er ſey gelehrt oder ungelehrt, im gemeinen Leben entbehren kann. Was das erſtere betrift, ſo ſey es ferne von mir, einen Eingrif in ein fremdes Fach zu thun, davon ich wenig, oder gar keine Kenntniß habe, oder mir ein Recht zu tadeln anzumaßen, zumahl in

einer Sache, die man um eines Menſchen Urtheil willen nicht ändern wird, oder vielleicht auch nicht ändern kann. Es iſt doch aber erlaubt, die Beſchaffenheit, Urſachen und Würkungen aller Dinge zu unterſuchen, und mit Beſcheidenheit davon zu urtheilen, und aus dieſem Grunde hoffe ich, daß man dieſe meine Gedanken nicht mit dem Nahmen eines Muthwillen belegen wird. Es iſt, ſage ich, einmahl in den Gerichtshöfen eingeführet, eine ganz beſondere Sprache und Schreibart zu brauchen, die allerdings weitläuftig, und vor einen, der kein Rechtsgelehrter iſt, kaum zu verſtehen iſt, wenn man auch der deutſchen Sprache noch ſo mächtig iſt. Wie viel muß ein Urthelsverfaſſer nicht leſen, ehe er den Sinn erreicht? ja ſelbſt in Kleinigkeiten, zum Exempel in Bittſchreiben, iſt ſo viel Weitſchweifiges, daß derjenige, der den Vortrag hat, vielmahls verdrüßlich werden muß, weil er den Punkt und Hauptzweck der Bittſchrift vor ſo viel Neben-Dingen nicht finden kann. Eben alſo iſt es mit den

Be-

Berichten. Sollte dieſe Weitläuftigkeit vielleicht den Endzweck haben, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn und ſeine Gerichtshöfe mehr zu erkennen zu geben, ſo wird dieſes wenig zur Abſicht thun. Jeder Unterthan weiß ohnedem, daß ſein Herr Recht über Leben und Tod hat, daß er ſeiner Wohlthaten bedarf, und daß er Ehrfurcht, Liebe, Vertrauen und Gebet ihm ſchuldig ſey. Religion, Vernunft und Rechte lehren ihm ſolches. Und ſollte es denn nicht möglich ſeyn, ſeine Ehrfurcht eben ſo nachdrücklich, kurz und natürlich an den Tag zu legen. Unterdeſſen wird dieſe Gewohnheit keine Privat-Perſon ändern, ja man iſt verbunden, ſich ſeinen Landesleuten gleich zu ſtellen, um kein Sonderling zu werden.

Ich will mich alſo hierbey nicht aufhalten, ſondern den andern Punkt, das Briefſchreiben, vor mir nehmen, welches allgemeiner iſt, und da man zur Noth noch mehr Freyheit hat, von der gemeinen Art abzugehen.

Es iſt nicht zu läugnen, daß wir Deutſchen es in dieſer Art noch nicht weit gebracht haben. In andern Werken des Geſchmacks haben endlich die Ausländer, und beſonders die Franzoſen, denen Deutſchen die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, von ihnen beſſer, als ehemahls, zu urtheilen, und einige Schriften derſelben in ihre Sprache zu überſetzen. Briefen aber hat man dieſe Ehre noch nicht erwieſen, vermuthlich deswegen, weil man keine hat, die es werth ſind, Herr Prof. Gellerts ſeine ausgenommen; es wäre denn, daß welche vorhanden wären, die es werth ſind, und wären mir nicht bekannt. Ich zweifle aber daran, denn was Gutes wird immer bekannt. Unter die mir bekannten gehören Neukirch, Junker, Volk, Menantes, Stockhauſen und Gellert. Jedermann, der Geſchmack hat, wird die letztern hochſchätzen, nur iſt es ein Unglück, daß die allgemein eingeführte Canzeley-Schreibart es gleichſam verbietet, ihn zum Muſter zu erwählen und nachzuahmen, man müßte denn allemahl vorher

her denjenigen, an welchen man ſchreiben wollte, fragen: Mein Herr! haben ſie Geſchmack? denken ſie natürlich oder unnatürlich? ſind ſie wider den Canzeley-Stilus oder vor ihn? Wäre nun zum Unglück das letztere, ſo würde man, wenn man auch Gellertſche Geſchicklichkeit hätte, doch nicht, wie Gellert, ſchreiben dürfen. Es würde heißen: Man giebt mir meine Titul, meinen Reſpekt nicht, er ſchreibt, als wenn er an ſeines gleichen ſchriebe, er muß ſehr ſtolz ſeyn, daß er nicht mehr Ehrerbietung vor mich zeigt. Vielen iſt mehr an gezwungenen Tituln, als an wahrhaftig ehrerbietigen Gedanken gelegen. Und was hülfe mir es alsdenn, wenn ich über meinen Geſchmack einen Gönner verlöhre, der noch darzu glaubte, ich wiſſe nicht zu leben. Aus dieſer Anmerkung ſiehet man, daß man ſchwerlich Rechnung auf gute deutſche Briefe machen könne, ſo lange der Canzeley-Stilus die Oberhand behält. In die mittlere Claſſe ſetze ich Stockhauſen, er iſt in Ermangelung beſſerer noch erträglich, es iſt

aber Canzeley-Stilus darinnen, und das natürliche Gute wird folglich ganz unkenntbar. Die übrigen kommen in die letzte Claſſe, und ſind kaum auszuſtehen, ſie ſcheinen recht darzu gemacht zu ſeyn, die natürliche gute Denkungsart zu erſticken. Wie unglücklich iſt ein junger Menſch, wenn ſie ihm aus Unverſtand als Muſter in die Hände gegeben werden. Er arbeitet alsdenn geſchickt zu werden, recht ſchlecht zu ſchreiben.

Die Franzoſen ſind hierinnen ſchon glücklicher, als wir. Sie lieben in Briefen die Kürze, und das Wort Monſeigneur oder Monſieur vertritt die Stelle einer halben Seite Titul. Sie wiſſen von keinem Dieſelben, Hochdieſelben und andern dergleichen gezwungenen und nichts bedeutenden Sprachverderbern, deswegen haben ſie mehr Muſter, als wir. Balzak, Voiture, die unter ihnen die ſchlechteſten ſind, übertreffen ſchon die unſrigen wenigſtens in dem Natürlichen. Buſſy-Rabutin, Rouſſeau, Fontenelle ſind Muſter, und haben doch zu einer Zeit gelebt,

da wir gerade die erbärmlichſten Briefſteller hatten. Selbſt Frauenzimmer unter ihnen haben es in dieſer Art hoch gebracht. Wem gefallen nicht die Briefe einer Sevigne?

Man werfe den Deutſchen nicht vor, daß ſie kein Genie haben. Es würden ſich mehr Meiſterſtücke finden, wenn die Gewohnheit nicht eine ſolche Tyranney übte. Wenn es nur möglich wäre, die Canzeley-Schreibart mit der natürlichen Denkungsart zu vereinigen, und alſo gleichſam eine Mittelſtraße zu finden, ſo würden wir eher unſern Endzweck erreichen; da das erſte aber einen Widerſpruch bey ſich führet, ſo iſt auch das letzte nicht zu hoffen. Unterdeſſen müſſen wir die Dinge nehmen, wie ſie ſind, und nicht, wie ſie ſeyn ſollen oder könnten. Kann man nicht Speiſen nach Geſchmack haben, ſo nimmt man ſie, wie man ſie haben kann, und giebt ihnen den Geſchmack, ſo gut man es im Stande iſt. Das bisher Geſagte iſt nun die wahre Urſache, warum wir im Briefſchreiben vielmahls unnatürlich werden müſſen; ich

will aber hierbey noch zeigen, wie wir es freywillig werden.

Wir fallen in dieſen Fehler, wenn wir das Geſchäfte, Briefe zu ſchreiben, mit einer Aengſtlichkeit antreten, was und wie wir ſchreiben wollen. Wir fangen alsdenn an zu ſinnen und zu künſteln, und dieſe Künſteley iſt gerade wider die Natur eines Briefs. Was man ſchreiben will, muß man ohnedem wiſſen, und wenn man gar nichts zu ſchreiben hat, ſo iſt es der Sache gemäß, daß man gar nicht ſchreibt. Schreibt man aber einmahl, ſo iſt gewiß Stof zum Schreiben vorhanden, wenn er auch noch ſo gering wäre. Wie man dieſen Stof einkleiden, oder ſich ausdrücken ſoll, lehret uns wieder die Natur. Man ſchreibe alſo, wie es uns dieſelbe eingiebt. Auf ſolche Art werden wir, wenn wir natürlich denken, auch natürlich und leicht ſchreiben. Damit aber das Leichte und Natürliche nicht unanſtändig werde, ſo weiſet uns die Natur auf eine dreyfache Betrachtung unter dem Schreiben, nehmlich auf die

Per-

Perſon, an die wir ſchreiben, auf die Sache, welche wir ſchreiben, und auf uns ſelbſt und die Umſtände, in welchen wir ſchreiben. Wenn wir dieſe Gegenſtände unter dem Schreiben niemahls aus den Augen laſſen, ſo werden wir nicht leicht Gefahr laufen, unnatürlich zu ſchreiben. So bald wir den Charakter desjenigen verlieren, an den unſere Zuſchrift gerichtet iſt, und uns ſelbſt nicht mit ihm in Vergleichung ſtellen, und den Unterſchied bemerken, ſo werden wir bald zu feige, bald zu dreuſte reden, wir werden uns nicht gleich bleiben, und Eckel verurſachen. Der Innhalt unſerer Zuſchrift iſt wiederum verſchieden, und wenn wir dieſen Unterſchied verkennen, oder aus den Augen laſſen, ſo wird unſer Schreiben wieder etwas behalten, das nicht gefällt. Man kann fehlen, wenn man allein auf die Perſon ſiehet, an welche man ſchreibt, und nicht auf ſich ſelbſt und auf ſeinen Vorwurf. Iſt es eine Perſon von Anſehen, und die Sache iſt von keiner ſonderlichen Wichtigkeit, ſo wird man entweder die

Ehr=

Ehrfurcht vergeſſen, welche man der Perſon ſchuldig iſt, oder man wird von ſeiner ſchlechten Sache zu prächtig ſchreiben. Sehen wir blos auf uns, und nicht auf die Perſon, an welche wir ſchreiben, ſo werden wir wiederum in das Unnatürliche fallen.

Nichts kann einen Brief eckelhafter machen, als die große Eigenliebe des Schreibenden, wenn nehmlich jedes Wort und jede Zeile darzu ausgeſucht und beſtimmt zu ſeyn ſcheinet, dem andern einen erhabenen Begrif von mir beyzubringen. Ich ſchreibe an einen Herrn, deſſen Vorſpruch ich mir ausbitte, und ſpicke meinen Brief hin und wieder mit gelehrten Anmerkungen gleichſam aus, wie pedantiſch werde ich dem Herrn, der Geſchmack hat, vorkommen! beſſer thue ich, wenn ich durchaus die Sprache des Clienten rede. Sinnreich zu ſchreiben, iſt ein Verdienſt, wenn es die Perſon, an die ich ſchreibe, und der Gegenſtand zuläſſet, und wenn mir es natürlich iſt; aber ſinnreich zu ſchreiben, um vor ſinnreich gehalten zu werden, iſt

bald

bald eben ſo viel, als wenn ich dem andern vorhalten wollte, er ſey nicht ſo ſinnreich, als ich.

Hat man in einem Vorfalle Urſache, die Kunſt zu verbergen, ſo iſt es im Briefſchreiben. Ein Brief iſt eine Rede; wer wird aber allzukünſtlich reden? Deswegen wird derjenige, der gut denkt, nicht eben matte Gedanken vortragen, ſondern die Natur ſelbſt wird ihm Mittel einflößen, den leichteſten und gemeinſten Dingen ein gutes Anſehen zu geben.

Von dem guten Geſchmack in Briefen hat Herr Prof. Gellert eine ganze Abhandlung geſchrieben. Ich würde alſo etwas überflüßiges thun, wenn ich hier weitläuftiger würde, und jenem doch nicht beykommen. Alles, was ich hier beſonders thun kann, ſoll in folgenden guten Reguln beſtehen. Da einmahl die deutſche Gewohnheit eine gewiſſe Art vom Zwange, Complimenten und Tituln erfordert, ſo thut man wohl, wenn man dieſe Dinge nicht übertreibet, und auch ihnen, wo

es möglich iſt, ein ungezwungenes und natür- liches Anſehen zu geben ſucht. Man laſſe einen Gedanken lieber gar weg, wenn er müh- ſam geſucht ſoll werden. Man denke, daß man zwar rede, aber daß man nicht auf dem Catheder ſtehe. Man rede beſtändig mit der Perſon, an welche man ſchreibt, und ſehe einen Brief nicht als eine Abhandlung an. Anſtand und Höflichkeit darf nicht empfoh- len werden, ſondern man ſetzt voraus, daß der- jenige, der gute Briefe zu ſchreiben Gelegen- heit hat, nicht unanſtändig und unhöflich den- ken wird. Kurze Perioden ſind die beſten, viel eingeſchaltete Abſchnitte verrathen eine dunkele Denkungsart. Man ſage nichts in einem Briefe, dabey der andere denken könn- te, ob es auch ſein Ernſt iſt? Das Natürli- che verlangt ein gutes Herz. Die gehäuf- ten Bindewörter machen einen Brief unna- türlich und eckelhaft; gar nichts binden, und alles ſpruchweiſe zu ſagen, ſetzt uns in den Verdacht, als ob wir den Seneka affektiren wollten. Man ſey nicht dunkel, um witzig

zu denken, der Leſer hat ſonſt ſo viel zu rathen. Die Natur liebt das Leichte, und hat einen Abſcheu vor das Mühſame. Ein allzulanger Brief ermüdet, ein allzukurzer verräth zu wenig Achtung. Die Wendungen in einem Briefe kann man niemand lernen, ſondern die Natur und das Leſen guter Muſter muß ſie uns beybringen. Fremde Wörter und bekannte Sprichwörter in einem Briefe verrathen einen kleinen Geiſt. Vor die beſten Muſter halte ich die Briefe des Cicero und Plinius. Man überſetze ſie fleißig, doch nicht von Wort zu Wort; es muß eine freye Ueberſetzung ſeyn; man gebe ihnen das Anſehen der heutigen Sitten, ſo werden wir uns nach und nach ihre Denkungsart unvermerkt angewöhnen. Dinge des Geſchmacks laſſen ſich mehr empfinden, als in Reguln bringen; und Reguln bey denen, die keinen Geſchmack haben, erſticken wohl noch das wenige natürliche Gute, das ſie an ſich hatten.

III.
Das Natürliche und Unnatürliche an den Rednern.

Seneca.

Non delectent verba noſtra, ſed proſint. Si tamen contingere eloquentia non ſolicito poteſt, aut ſi parata eſt, aut parvo conſtat, aſſit, & res pulcherrimas proſequatur.

Die Beredſamkeit gehöret nicht nur zu den ſchönen Wiſſenſchaften, ſondern ſie iſt meines Erachtens die nützlichſte unter denſelben, und die man am wenigſten entbehren kann. Poeten, Mahler, Bildhauer, Tonkünſtler und Redner ſind Brüder; ſie arbeiten vor den Geſchmack und das Vergnügen; doch des Nutzens wegen im gemeinen Leben verdienet der Redner den oberſten Rang. Es verdienet alſo derſelbe auch hier eine beſondere und vorzügliche Abhandlung. Wenn jene durch Hülfe und rechte Anwendung der Natur groß werden, ſo wird

auch

auch dieſer um ſo viel vollkommener, je mehr er der Natur folget.

Reden, wohlreden, und beredt ſeyn, iſt ein groſser Unterſchied. Die Welt wimmelt von Rednern, darunter man vielen die Wohlredenheit nicht abſprechen kann, aber wenige haben die Gabe der Beredſamkeit. Wenn man die Reden des Cicero, eine Lobrede des Plinius lieſet, ſo weiß man nicht, was man am meiſten an ihnen bewundern ſoll, ihre Natur-Gaben, oder ihre Wiſſenſchaft. Wenn man hinzu ſetzt, daß die Alten nicht ſo lange Zeit hatten, auf ihre Reden zu denken, als wir heutiges Tages haben, ſondern in den Gerichtshöfen vielmahls gleich antworten mußten, ſo erſtaunet man über ihre Fertigkeit. Sprache, Geſchmack, Rechtsgelehrſamkeit, Weltweißheit, Gedächtniß, Reguln, alles iſt in ihnen vereinigt, und ſo natürlich vereinigt, daß es gar nicht ſcheinet, als ob es ihnen Mühe gekoſtet habe.

Die Redekunſt hat bey uns gleichſam eine andere Geſtalt angenommen. Die Gewohn-

heit in Gerichtshöfen, auf der Stelle in einer Rede jemand anzuklagen, oder zu vertheidigen, iſt abgeſchaffet; nur ſelten ereignet ſich eine Gelegenheit, eine politiſche Rede zu halten. Die Lehrſtühle ſind alſo faſt die einzigen, auf welchen man die Gabe der Beredſamkeit anbringen kann. Man wird mir es alſo vergeben, wenn ich die Betrachtung über das Natürliche und Unnatürliche faſt ganz allein auf dieſe Art der Beredſamkeit anwende, weil ſie in unſern Tagen am meiſten gebraucht wird. Unterdeſſen werden auch die allgemeinen Beobachtungen auf die politiſche Beredſamkeit angewendet werden können.

Es iſt aber hierbey meine Abſicht nicht, eine Anweiſung zur geiſtlichen Beredſamkeit zu ſchreiben. Es würde ſolches etwas überflüßiges ſeyn, indem wir dergleichen ſchon genung haben, gute und ſchlechte, nur glaube ich, daß die beſondern Reguln, die man giebt, nicht bey allen und in allen Vorwürfen wohl angewendet werden, noch gebraucht werden können, wenn wir nicht wohl unterſcheiden,

was uns natürlich, und nicht natürlich iſt. Eine Regul kann einem nützlich, und dem andern unnütze, nach der Verſchiedenheit ſeiner Anlage, ſeyn. Es ſind das, was ich hier ſage, nicht Vorſchriften, ſondern nur freye Gedanken über das Natürliche und Unnatürliche an den Rednern, zu welchen man gelangt, wenn man ſich gewöhnet, das Schöne an den berühmteſten Rednern wahrzunehmen. An Muſtern fehlt es uns in der That nicht, wenn wir nur mehr Aufmerkſamkeit auf das Leſen derſelben wenden wollen. In Abſicht auf die allgemeine Beredſamkeit haben wir die Werke eines Cicero und Plinius in Händen. In Anſehung der geiſtlichen Beredſamkeit finden wir einen Chryſoſtomus, Bourdaloue, Flechier, Saurin, Beauſobre, L'Enfant, Tillotſon, Moßheim, Schmidt und andere. Ja eine jede Provinz rühmet ſich einiger guter Redner. Ich glaube alſo wohl, daß es ſich der Mühe verlohnet, daß man theils bey Leſung, theils bey Anhörung derſelben Achtung giebt, worinnen eigentlich das

Schöne und Hinreiſſende bey denſelben beſtehe.

Vorher iſt noch dieſes anzumerken, daß es auch hierbey auf den Geſchmack ankomme. Wir haben die beſten geiſtlichen Redner, die würklich das ſind, was ſie ſeyn ſollen, und das thun, was ſie thun ſollen, und doch keinen allgemeinen Beyfall erhalten. Es iſt ein Beweiß von dem Verfall des Chriſtenthums, daß man, in Anſehung der göttlichen Wahrheiten, ſo eckel wird, und mehr auf die Art und Weiſe ſie vorzutragen, als auf den innern Werth derſelben ſiehet. Unterdeſſen, da GOtt ſelbſt in ſeinem Worte Maaßreguln braucht, dem Eckel der Menſchen vorzukommen, ſo hat auch ein Diener deſſelben Urſache, ſich aller möglichen rechtmäßigen Mittel zu bedienen, ſeine Zuhörer in Aufmerkſamkeit zu erhalten. GOtt giebt ihm auch Seegen darzu, wenn es ihm nicht um ſeinen eignen Beyfall, ſondern um die Ehre GOttes zu thun iſt.

Die

Die Urſache, warum man über den Mangel guter geiſtlicher Redner klagt, liegt theils an den Zuhörern, theils an den Umſtänden, in welchen die Redner ſtehen, theils an den Rednern ſelbſt. Wenn es den Zuhörern mehr um ihre Erbauung zu thun wäre, ſo würden ſie in Beurtheilung der geiſtlichen Redner nicht ſo eckel ſeyn, auch ſie nicht ſo leicht überdrüßig werden, als leider geſchiehet; ſondern ſie würden bey jedem etwas zu ihrer Beſſerung finden. Der Mangel der Religion, die Laulichkeit im Chriſtenthum, und der wenige Ernſt in Bearbeitung ſeiner Seele, ſind alſo Urſachen, warum oft die erbaulichſten Prediger verſpottet, die geſchickteſten Redner verachtet werden. Man will immer etwas Neues hören. Es iſt ein wahres Unglück, ja ein unwiederbringlicher Schade, daß ſich die Welt von Jugend auf, ehe ſie das Wahre von dem Falſchen unterſcheiden lernet, blos an die Werke des Geſchmacks gewöhnet, und es gefällt ihr alsdenn nichts, was nicht nach der Denkungsart eines Vol-

taire oder Marqvis d'Argens geſchrieben und geredet wird. Selbſt einen Saurin, den wir ins Deutſche überſetzt haben, und der ein Original iſt, wurden an ſeinem Orte ſeine Zuhörer erſtlich gewohnt, alsdenn überdrüßig, ſo, daß man ihn nur ſpottweiſe den Frauenzimmer-Prediger hieß. So gehet es andern mehr. Die Schuld liegt aber nicht an dem Redner, ſondern an den Zuhörern; und wie wenige unter ihnen ſind im Stande, einen Redner zu beurtheilen? Daß wir mehr Muſter unter den Engelländern und Franzoſen haben, als unter den Deutſchen, daran iſt meines Erachtens nicht die Unfähigkeit oder der Mangel des Fleißes unſerer Landesleute ſchuld, ſondern die Umſtände, in welchen unſere Redner ſtehen. Wenn ein Engliſcher Biſchof nur ſelten predigt, und lange Zeit hat, auf ſein Meiſterſtück zu denken, es zu überſehen, und immer zu verbeſſern, ſo verlangt es unſere Verfaſſung, dem Redner ſo viel andere Amtsverrichtungen aufzutragen, daß ihm die wenigſte Zeit zu ſeinen Reden,

deren

deren er gar viel halten muß, übrig bleibt. In einer Stadt von ſechzig tauſend Seelen befinden ſich ohngefehr zwanzig Geiſtliche, und ihr Hirtenamt giebt ihnen ſo viel zu ſchaffen, daß es kein Wunder iſt, wenn ſie ſich nicht allzeit gleich bleiben; man muß ſich vielmehr darüber wundern, warum man in Engelland, Frankreich, Holland und der Schweitz nicht mehr große Redner habe, da es faſt die einzige Beſchäftigung derer iſt, die ſich darauf legen, und einmahl darzu beſtimmt ſind.

Endlich liegt es an den Rednern vielmahls ſelbſt, daß ſie zu wenig Beyfall erhalten, wenn ſie nehmlich in ihren Reden unnatürlich werden. Sie können ſchön ſeyn, und doch nicht lange Beyfall haben, wenn ſie ihre natürliche Anlage nicht kennen, noch dieſelbe wohl anzuwenden wiſſen. Die natürliche Anlage beſtehet in der Art zu denken, in der Art ſich auszudrücken, und in dem Aeußerlichen der Sprache und Stellungen.

Hier iſt alles Fremde in der Denkungsart, Ausdruck, Sprache und Stellung unnatür-

lich. Die Nachahmung wird recht eckelhaft. Wer die heilſamen Wahrheiten inne hat, aber auch nicht blos die Oberfläche derſelben, wird ſie denken, wie ſie ihm ſeine natürliche Denkungsart denken läſſet; er wird ſie durchdenken, ohne dabey weder ſich in die Gedanken anderer gleichſam hinein zu ſetzen, noch in einen ſelbſtbeliebigen Enthuſiasmus zu fallen. Iſt es ſeiner Natur eigen, die Sachen auf eine leichte Art ſich vorzuſtellen, ſo wird er unnatürlich, wenn er ſeine Gedanken weit herſucht, um den Zuhörer zu bereden, er denke tief und erhaben.

Es giebt geiſtliche Redner, welche die Kunſt verſtehen, denen leichteſten Sachen ein ſchweres und tiefdenkendes Anſehen zu geben. Sie ſind zu entſchuldigen, wenn ſie dabey die Abſicht haben, die Aufmerkſamkeit des Zuhörers zu erhalten, dem das Leichte bald einen Eckel verurſachet, und wenn es ihrer Denkungsart eigen iſt. Ich weiß aber nicht, worzu mehr Kunſt erfordert wird, ob das Leichte ſchwer vorzutragen, oder das Schwere leicht

zu machen. Ich glaube immer, das letztere iſt eine größere Gabe, doch beydes iſt gut, wenn es der Natur des Denkenden eigen iſt. Es ahme es aber jemand nach, dem es nicht natürlich iſt, wie gezwungen wird alles werden?

Ich habe oben geſagt, das Fremde ſey unnatürlich, ich verſtehe aber nur in ſo weit, wenn wir in der Nachahmung nicht glücklich ſeyn, und uns gleich bleiben, ſo, daß uns die fremde Denkungsart gleichſam eigen wird; und darzu gehöret viel Prüfung, eine durchdringende Urtheilskraft, und eine unermüdete Uebung.

Daß der Redner eine Ordnung haben müſſe, iſt der Natur der Rede gemäß. Sie ſoll ein Ganzes ſeyn. Jedes Ganze muß aus Theilen zuſammen geſetzt ſeyn, die Theile aber erfordern wieder eine Verbindung, wie ſie ſich zum Ganzen ſchicken. In politiſchen Reden iſt es natürlich, dieſe Einrichtung zu verſtecken, ſo, daß ſie zwar der Zuhörer und Leſer empfindet, aber ſie nicht gleich entdecken

kann. Hierbey iſt es eine Kunſt, die Kunſt zu verbergen. Des Cicero Reden haben dieſe Anlage, man empfindet ſie, und ſie fällt doch nicht gleich in die Augen. Wenn er die Schutzrede vor den Annius Milo hält, ſo finden wir darinnen einen Eingang, Vortrag, Widerlegung der Einwürfe, Erläuterung und Ausführung. Sein Plan iſt dieſer: Er unterſucht, ob Clodius mit Recht von dem Milo umgebracht worden ſey? er bekräftigt es, und zwar aus folgenden Urſachen: Es iſt erlaubt, einen boßhaften und verderbten Menſchen umzubringen. Es erlaubt ſolches erſtlich das Anſehen des Volks, der Richter und der Geſetze; vors andere iſt kein Geſetz, weder des Raths, noch des Pompejus, dieſer Handlung zuwider. Er macht die Anwendung auf den Clodius, und erweiſet, daß er ein wahrer Böſewicht gegen GOtt und Menſchen geweſen ſey, und daß Milo nicht ſicher vor ihm geweſen, und zwar daher: er habe den Milo gehaſſet, ſein Nutzen habe es verlangt, er ſey ein Mann von verderbten

Sit-

Sitten, und habe noch darzu die Hofnung gehabt, daß es ihm vor genoſſen würde hingehen. Man habe ſolches aus ſeinen Worten und Thaten abnehmen können. Das iſt der Plan dieſer Rede, ſie iſt ein Ganzes, ſie hat Theile und Untertheile, ob ſie gleich Cicero nicht ausdrücklich benennet. Ich beurtheile hier nicht das Sittliche und die Wahrheit der Gründe des Cicero, ſondern nur das Natürliche in ſeiner Rede.

Es iſt nun die Frage: Ob es der Natur einer jeden Rede gemäß ſey, eben einen ſolchen Plan zu machen, und ihn doch eben ſo zu verſtecken, wie es Cicero that? Ich antworte: Eine jede politiſche Rede muß dieſe Einrichtung haben, und der Redner die Kunſt beſitzen, ſeinen Plan zu verſtecken. Es würde ſehr pedantiſch klingen, wenn der Primas in Pohlen in einer Anrede an die Magnaten ſich alſo ausdrückte: Wir wollen mit einander betrachten die Nothwendigkeit, zu einer Königswahl zu ſchreiten; wir wollen dieſelbe zeigen 1) aus der Gefahr, in welcher die

Re-

Republiqve, ohne einen König zu haben, ſchwebet, 2) aus dem Nutzen, welchen ſie haben wird, wenn dieſe Wahl nach Wunſche zu Stande gekommen iſt. Bey dem erſten Theile wollen wir wiederum Achtung geben, 1) was eine Republiqve iſt, 2) in was vor Verbindung der König mit der unſrigen ſtehet, 3) auf die Gefahr ſelbſt, in welcher wir gegenwärtig ſchweben. Bey dem andern Theile iſt wieder zu merken 1) das, 2) jenes. Nein, der Primas ſagt zwar im Grunde den ganzen Innhalt dieſes Plans, aber er verſteckt ihn, und das iſt ein Meiſterſtück eines politiſchen Redners. Die Canzelreden verlangen aber eine Ausnahme, und es iſt ihnen natürlicher, wenn der Plan würklich ausgedrückt, und dem Zuhörer und ſeinem Gedächtniß eingeſchärfet wird. Der Unterſchied einer politiſchen und heiligen Rede beſtehet darinnen: Der politiſche Redner hat den Endzweck, den Zuhörer zu ſeinen Abſichten blos zu bewegen, und ſo liegt nichts dran, ob er den Plan einſiehet, oder nicht, wenn er nur bewegt wird;

zu geſchweigen, daß zur Ueberredung Grün-
de ohne Ordnung vielmahls mehr thun, zu-
mahl wenn ſie nicht allzeit die gehörige Stär-
ke haben: der geiſtliche Redner ſoll aber nicht
nur bewegen, ſondern auch erklären und leh-
ren; der Zuhörer ſoll etwas lernen, behalten,
und in der Ordnung behalten; er ſoll ſich es
leichter wieder erinnern können, und darzu iſt
der Vortrag des Plans nicht nur geſchickt,
ſondern auch nützlich.

Ich kann aber doch nicht umhin, auch
hierbey eine Anmerkung zu machen. Es
nehmen einige geiſtliche Redner aus der phi-
loſophiſchen Schule eine ſolche Genauigkeit
in Verfertigung ihres Plans an, daß ſie faſt
ganz Plan ſeyn. Sie liefern ein Skelet,
das wohlgebauet, aber weder Fleiſch noch
Haut hat; ein Hauß, an welchem kein Na-
gel vergeſſen, aber deſſen Wände nicht mit
Steinen hinlänglich ausgemauert ſind, ſo,
daß es der Wind auf allen Seiten durchſtrei-
chet. Es iſt dieſes wider die Natur einer
Rede. Cicero ſetzt den Unterſchied eines Lo-

gikers und Redners darinnen: Der erſte liebt die Genauigkeit, (ſubtilitatem, ich kann dieſes Wort nicht beſſer überſetzen,) der andere eine weitläuftigere Ausführung. Es beweiſet dieſe Art eine Fertigkeit, genau und ordentlich zu denken, aber ſie iſt eckelhaft, und läuft wider die Natur einer Rede. Ich will mich nicht abgeben, einen dergleichen Plan hier einzurücken. Sie laufen zuweilen faſt ins Unendliche.

Ich bin zu wenig, Reguln zu geben, wenn wir aber die Natur einer heiligen Rede betrachten, ſo werden wir ſelbſt Reguln abſondern lernen. Eine dergleichen Rede ſoll erklären, beweiſen und bewegen; ſo glaube ich, es iſt Plan genung, wenn ein jeder Theil dieſe drey Untertheile und nicht mehr hat, das iſt, im erſten wird der Satz erkläret, im andern bewieſen, im dritten angewendet. Iſt die Sache leicht, ſo iſts genung, aus den beyden erſtern nur einen zu machen. Es wird auch nicht wider die Ordnung ſeyn, wenn bey jedem Untertheile gleich die Anwendung gemacht

macht wird, und ſo fällt der letzte Untertheil gar weg. Ich halte das vor die natürlichſte und leichteſte Art, ſeinen Plan zu machen. Die Einwendung, daß viel Begriffe, die zum Ganzen gehören, alsdenn unbeſtimmt bleiben würden, fällt weg, denn wie können ſie unbeſtimmt bleiben, wenn im erſten Untertheile recht erklärt wird? Daß man aber nicht immer einerley Plan habe, wird man dadurch bewerkſtelligen, wenn man zuweilen eine Aenderung vornimmt, und die Untertheile zu Theilen macht, einen Theil zum Hauptſatz, und ſo ferner; oder auch die Sätze ſelbſt auf verſchiedene Art ausdrückt, damit man nicht einförmig ſey. Wer kann alle Veränderungen, die möglich ſind, hier beſchreiben, es iſt auch meine Abſicht nicht, eine Anweiſung zu geben, ſondern nur das Natürliche und Unnatürliche in unmaßgeblichen Gedanken mitzutheilen. Leute von Genie brauchen wenig Reguln, und die keines haben, werden auch bey einer Menge Reguln ſchlecht bleiben.

Die Ordnung bringt mich nun auf die ſogenannten philoſophiſchen Canzelreden, welche von dieſem gelobt, und von jenem herunter gemacht werden, zuweilen Beyfall erhalten, zuweilen die Zuhörer aus der Verſammlung treiben. Meine Abſicht erſtreckt ſich alſo hier auch nicht weiter, als zu unterſuchen, ob ſie natürlich oder unnatürlich ſind, das iſt, ob ſie mit der Abſicht einer heiligen Rede übereinſtimmen. Eine heilige Rede iſt eine Erklärung einer Stelle in der heiligen Schrift, die bewieſen, und dem Zuhörer praktiſch gemacht wird. In dieſer Beſchreibung finde ich nicht, daß ſie ſich zu einer philoſophiſchen Predigt ſchicken ſollte, es wäre denn, daß die Stelle in der heiligen Schrift ſo beſchaffen wäre, daß ſie auch aus Gründen der Weltweißheit könnte erkläret und bewieſen werden, ſo könnte man dieſe Gründe den Gründen des göttlichen Worts beyfügen, um dadurch Menſchen, die nichts als die Natur hören wollen, und deren es viel giebt, zu überführen, daß die Schrift nichts lehre,

was

was wider die Natur ſey. Philoſophiſche Sätze vortragen, ſie aus Gründen der Philoſophie beweiſen, und ihnen aufs höchſte nur ein theologiſches Kleid geben, iſt meinen Gedanken nach wider die Natur einer heiligen Rede. Erträglicher iſt es faſt, wenn theologiſche Wahrheiten in einem philoſophiſchen Kleide vorgeſtellt werden, weil doch die Welt einmahl was beſonders haben will. Was hat der Redner vor Nutzen davon? glaubt er, man ſolle ihn vor gelehrt halten? Es wird ihm jeder Verſtändiger antworten: daß es leichter ſey zu philoſophiren, als zu erklären. Zum erſten wird immer Rath, wir dürfen nur einige Philoſophen leſen, ſo haben wir Stof genung, zumahl da heutiges Tages die Philoſophie mehrentheils deutſch geleſen und geſchrieben wird. Eine Stelle der Schrift erklären, will mehr ſagen. Es gehöret darzu eine Kenntniß der Sprachen, Reguln der Erklärung, zuweilen Hiſtorie, eine Wiſſenſchaft von den gegenſeitigen Meynungen und ihren Gründen, und eine genaue Verglei-

chung der Stellen. Soll der Zuhörer dadurch erbauet werden? Entweder er iſt gläubig oder ungläubig. Iſt das letztere, ſo hilft ihm auch das Philoſophiren nichts; iſt das erſtere, ſo hat der Gedanke: GOtt ſagt es, mehr Eindruck in ſeiner Seele, als alle Beweißgründe der Weltweißheit. Leibnitzens Theodice iſt ein ſchönes Buch, von der Canzel aber höret man ſie ungerne.

Unterdeſſen iſt die Weltweißheit einem Canzelredner ganz unentbehrlich. Die Logik, zur Verfertigung ſeines Plans, und zur Erklärung der Stellen. Die Metaphyſik, und darinnen beſonders die Pſychologie und natürliche Theologie, zur Erläuterung deſſen, was von unſerer Seele geſagt wird, und zur Erweiterung der Begriffe von GOtt. Die Phyſik zur Erklärung vieler Stellen der Schrift, zur Bewahrung für den Aberglauben, auch zur Ueberzeugung des Naturaliſten. Die Sittenlehre, um die Natur der Tugenden und die Bewegungen des menſchlichen Herzens beſſer zu verſtehen. Doch

ganze

ganze Abhandlungen, abſtrackte Begriffe, Schulwörter ſind etwas vor dieſen heiligen Ort Abgeſchmacktes. Ein ontologiſcher und kosmologiſcher Redner iſt etwas, das ſich faſt nicht denken läſſet, aber es giebt doch dergleichen. In dieſe Claſſe gehöret auch die mathematiſche Lehrart auf der Canzel, der einzige Fehler, den man in des ehemahligen Hofprediger Schmidts in Bayreuth Sammlungen antrift, ſonſt würde er den Saurin übertreffen.

Die Verbindung der Gedanken leitet mich nun auf die Art, ſich auszudrücken. Wenn wir die vornehmſten lateiniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Redner leſen, ſo finden wir, in Anſehung des Ausdrucks, folgendes, was ihre Reden ſchön und natürlich macht. Sie brauchen bekannte Worte und Redensarten, doch nicht ſolche, die blos der Pöbel braucht, ſondern Menſchen von guter Denkungsart und Sitten. Cicero macht keine neuen Wörter; er iſt ſelbſt ſparſam in dem Gebrauche der griechiſchen, die doch bereits

das lateiniſche Bürgerrecht erhalten hatten. Es iſt in den Worten nichts ſchwülſtiges, und auch nichts pöbelhaftes, nichts poetiſches, und auch nichts mattes. Chryſoſtomus verſtehet die Kunſt, eine Sache auf vielfältige Art anders auszudrücken. Seine Schreibart iſt kurz und voller Gedanken. Es ſcheinet, als wenn er etwas vielmahl ſagte, und im Grunde hat doch jeder Ausdruck wieder ſeinen beſondern Gedanken. Eine beſondere Gabe, Sachen mit Sachen, und nicht mit bloßen Worten zu erklären. Saurin zeigt ſeine Stärke in den Beweiſen und unvermerkten Wendungen in Worten, welche recht nach der Natur der vorgetragenen Sache abgemeſſen ſind. Moßheim iſt wortreich, ohne zu plaudern, doch iſt niemanden zu rathen, ihm nachzuahmen, wenn er nicht recht langen Odem hat. Das Natürliche bey allen dieſen Muſtern beſtehet darinnen, daß ſie ſich allzeit gleich bleiben.

Wenn wir nach dieſer kurzen Beſchreibung das Unnatürliche an den Rednern im

Gegentheil unterſuchen wollen, ſo finden wir folgendes: Man macht zuweilen eine ganz neue deutſche Sprache, deren Reguln noch nicht bewieſen, wenigſtens noch nicht von allen angenommen und bekannt ſind; Gelehrte verſtehen ſie, aber auf der Canzel haben ſie die Unbeqvemlichkeit, daß ſie nicht verſtanden werden, dergleichen ſind: ein Märtyrer oder Herold ſeiner Meynungen, Blindgläubige, der thieriſche Theil des Menſchen, es iſt erklärlich, vor, es läßt ſich erklären, Vorwurf, Bewegungsgrund, abzwecken, Syſtem, Körperwelt, beſtimmen, zureichender Grund, ingleichen der aus dem Lateiniſchen entlehnte Gebrauch der Participien, und dergleichen mehr, die theils gar nicht deutſch, theils wenigſtens dem gemeinen Mann unverſtändlich ſind; und welches iſt denn der größte Haufen in unſern Verſammlungen? Ich kann hierbey nicht umhin, ein Urtheil des Herrn D. Erneſti in ſeiner theologiſchen Bibliothek in der Beurtheilung des Telleriſchen Lehrbuchs zu wiederhohlen. Er ſpricht von dem

Verfaſſer: „Er hat den Charakter und Ton „der Canzel, der Dogmatik und der neuen „Aeſthetik nicht unterſchieden. Sie ſind „hier alle unter einander. Weil dieſe Ver- „miſchung verſchiedener Charakter in einer „Schreibart jetzt faſt eine Epidemie unter „den deutſchen Schriftſtellern iſt, die mit „Beyfall geleſen werden; ſo wird ſie weni- „ger anſtößig ſeyn.“ Mit Recht nennet ſie der Hochwürdige Herr Verfaſſer, der die vollkommenſte Einſicht in die Natur der Sprachen hat, eine Epidemie. Leider gehen viele Redner, mit dieſer epidemiſchen Krank- heit behaftet, auch auf die Canzel. Soll es etwan eine Kunſt ſeyn, auch hier einen äſthe- tiſchen Vortrag zu haben? Kein Vernünfti- ger wird es davor halten. Aufs höchſte wird man Menſchen gefallen, die nicht das Wahre beurtheilen können, ſondern ſich nur hier und da an einem beſondern Worte er- götzen. Die Leſung einiger Poeten, und ei- ne Anlage zu tändeln, macht meines Erach- tens den ganzen äſthetiſchen Redner aus.

Der Witz wird nirgends ſo übel angebracht, als auf dieſem Lehrſtuhle. Was vor Mühe giebt man ſich nicht, unnatürlich zu werden?

Der Ausdruck kann das Herz eines Redners am meiſten verrathen. Schwülſtige Redensarten ſind Kennzeichen von dem Stolze eines Redners, und wie viel verliert er, wenn der Zuhörer glaubt, er höre ſich ſelbſt gerne? Die Natur der Rede bleibt die Mittelſtraße, ſie entfernt ſich von dem Ausdrucke des Pöbels, und vermeidet den Contraſt aufgeblaſener Wendungen, ſie kriecht nicht, aber ſie klettert auch nicht.

Ein Redner kann darinnen ſeine größte Stärke beweiſen, wenn er eine gute Unterſcheidungskunſt, in Abſicht der vorhabenden Sache, beweiſet. Eine andere Sprache führt er im Erklären, eine andere im Beweiſen, eine andere im Bewegen. Die Abſicht bey den Erklärungen iſt, das Schwere leicht, das Dunkle deutlich zu machen. Es iſt alſo ganz natürlich, daß die Erklärungs-Hand-

lung weder Figuren, noch prächtige und künſtliche Redensarten verträgt. Je planer und deutlicher ſich der Redner erklärt, je natürlicher handelt er. Die leichteſte Art, ſich auszudrücken, iſt hier die beſte. Er thut ſelbſt wohl, wenn er hier langſamer redet, als in den übrigen Redebeſchäftigungen. Es iſt dieſes eine Pflicht, die nicht nur der Natur der Erklärung eigen iſt, ſondern welche auch alle große Redner beobachtet haben, wenn man auf ihren Vortrag Achtung giebt. Nichts unnatürlichers kann hier ſeyn, als wenn die Erklärung mit hohen, dunklen und tropiſchen Worten und redneriſchen Wendungen ausgedrückt wird. Es ſcheinet alsdenn, als ob man nicht ſchwere Sachen leicht, ſondern leichte Sachen ſchwer machen wollte. Der Heyland ſelbſt hat ſich dieſer Art bedienet, wenn er die Gleichniſſe erkläret. Im Beweiſen kann man ſchon dem Zuhörer und Leſer mehr zu denken geben. Die Anwendung erfordert einen prächtigern Ausdruck, gehäufte Bewegungsgründe, redneriſche Figuren,

guren, Ausrufungen, Fragen, Erinnerungen. Das Herz ſoll bewegt werden. Die Sprache iſt geſchwinder und heftiger, ſie wird auch, nach Beſchaffenheit der Umſtände, ſtärker. Die Mord-Predigten des berühmten Johann Friedrich Meyers ſind in dieſer Abſicht rechte Meiſterſtücke. Will man davon überzeugt ſeyn, ſo leſe man nur den Schluß derſelben. Die unordentliche Beſtimmung der Bewegungsgründe und der Figuren iſt ſogar in dieſem Falle natürlich, weil ein Menſch, der im Affekte iſt, gleichſam hingeriſſen wird, und nicht auf die Ordnung Achtung geben kann, ſondern alſo redet, wie das Herz ſpricht.

Ich bin überzeugt, daß ein Redner unterſuchen muß, zu welcher Art er von Natur am meiſten aufgelegt ſey. Dieſer hat eine Stärke im Erklären, jener im Beweiſen, ein anderer im Bewegen. Er thut wohl, wenn er ſich alſo einrichtet, das, worzu er am meiſten geſchickt iſt, auch am meiſten anzubringen. Er kann ſeinen Plan darnach einrichten, der Zuhörer wird allemahl erbauet wer-

den,

den, der Redner gefallen. Die Natur iſt gewiß in Austheilung ihrer Gaben nicht ſo geitzig, daß ſie nicht einem jeden etwas Vorzügliches geben ſollte. Wenn wir uns nur kennen lernen, und ihrem Leitfaden, und nicht unſern Vorurtheilen, folgen.

Es iſt der menſchlichen Natur eigen, dasjenige am natürlichſten vorzutragen, wovon man ſelbſt überzeugt iſt. Wie unnatürlich handelt ein Redner, wenn er andere zu etwas bereden will, davon ſein Herz ſelbſt nichts fühlet. Ich merke an, daß die Reden des Cicero da am ſtärkſten ſind, wo der Vorwurf ihm am meiſten am Herzen liegt. Es iſt, als wenn ſich ſeine Beredſamkeit verdoppelte, wenn er von dem Anſehen des Römiſchen Volks, von der Boßheit ihrer Unterdrücker, und von der Aufrechthaltung der Geſetze handelt. Aus dieſem Geſichtspunkte ſind meines Erachtens die Philippiſchen Reden wider den Antonius die ſtärkſten. Es redet hier der Patriot. Er redet wider Bürger, die das Syſtem der Repu-

blick

blick untergraben wollen. Er ſucht die Beweiß- und Bewegungsgründe nicht; der patriotiſche Geiſt häufet ſie ſelbſt, daß es ſcheinet, als wollte jedes Argument immer vor dem andern ſeyn, ſo, daß ſie ſich gleichſam drängen.

Was in der politiſchen Beredſamkeit hier gilt, muß noch mehr in der geiſtlichen gelten. Wer von der Wahrheit ſelbſt überzeugt iſt, dem öfnet ſie auch den Mund, ſchön von ihr zu reden. Man laſſe einen Redner von den Wahrheiten der Religion ſprechen, wenn er ſelbſt nicht davon überzeugt iſt, ſo wird alles nach der Kunſt ſchmecken, und man wird Geiſt und Kraft vermiſſen. Arnd und Müller reden deswegen ſo natürlich ſchön vom Glauben und der Liebe GOttes, weil ſie vermuthlich dieſelbe recht kannten, und ſie in ihren Herzen empfanden. Woher kömmt es, daß geiſtliche Redner, wenn von der Auferſtehung der Todten, von der Vorſehung GOttes und von den Pflichten die Rede iſt, mehr Geiſt verrathen, als wenn ſie von der Wie-

dergeburth, Glauben und der Liebe GOttes handeln? Vermuthlich daher, weil bey dem erſten mehr Demonſtration kann angebracht werden, und zu dem letztern mehr Empfindung gehöret.

Es wird ein Redner alſo am beſten thun, wenn er erſt ſich, und alsdenn den andern prediget, nach der Ermahnung des Apoſtels: daß du dich, und die dich hören, ſeelig macheſt. Er wird zu ſeinem Endzwecke gelangen, wenn er die Wahrheit, von der er reden ſoll, vorher ſelbſt an ſich anwendet. Wie natürlich wird es ihm werden, wenn er von der Liebe GOttes reden ſoll, und er überlegt vorher, wie ſich die Liebe GOttes beſonders an ihm erwieſen habe. Er wird es thun durch Betrachtung der mancherley Proben der Liebe GOttes. Er wird ſeine Fehler dabey erkennen; wie leicht wird es ihm alsdenn ſeyn, die Fehler und Schwachheiten gegen die Liebe GOttes an ſeinen Zuhörern zu bemerken. Er wird die Bewegungsgründe, GOtt zu lieben, ſeiner eignen Seele erſt vor-

halten, und ſo wird das Geſchäfte, ſie ſeinen Zuhörern einzuſchärfen, leichter werden. Ich weiß gewiß, der Zuhörer wird alsdenn nicht das Urtheil fällen können: Der Mann redet ſchön von der Liebe GOttes; allein es iſt ihm nicht natürlich, es iſt, als wenn es nicht ſein Ernſt wäre. Auf dieſe Art wird er auch mit andern Wahrheiten verfahren.

Ein Redner hat zum Beweiſe ſeines Vortrags ein weitläuftiges Feld vor ſich. Er kann nie unnatürlicher und matter werden, als wenn er keine Wahl in den Beweiß- und Bewegungsgründen anſtellt, und ſie nicht in die Ordnung ſetzt, und an den Ort, wo ſie hin gehören. Ein Beweißgrund kann gut ſeyn, und kräftig beweiſen, er ſtehet aber nicht am rechten Orte, ſo verliert er. Ein Bewegungsgrund kann ſtark ſeyn, er wird aber nicht zur rechten Zeit angebracht, ſo wird er matt und unnatürlich.

In den Reden des Cicero findet man, daß er allemahl die ſtärkſten Gründe zuletzt nimmt, und gleichſam dadurch der Sache den letzten

Nach-

Nachdruck giebt. Setzt man die ſtärkſten Gründe voraus, ſo iſt es, als wenn die ſchwächern alle überflüßig wären; ſie ermüden den Zuhörer. Die Natur liebt die Ordnung, und gehet Stuffen-weiſe. Die Beobachtung dieſer kleinen Anmerkung wird einem Redner viel Nutzen ſchaffen.

Man ſiehet alſo hieraus, wie viel ein Redner zu beobachten habe, wenn er nicht in das Unnatürliche fallen will. Ich will mich bey dem Natürlichen und Unnatürlichen an ſeinem Aeußerlichen nicht aufhalten, weil ſolches am meiſten in die Augen fällt, auch in den Anweiſungen zu predigen gelehret wird. Dieß einzige will ich hinzu ſetzen: Die Beſchaffenheit unſers Leibes, Sprache und der übrigen äußerlichen Verfaſſung muß dem Redner eine Anleitung geben, wie er in der Wahl der Schreibart verfahren ſoll. Cicero hat größtentheils lange Abſchnitte und Perioden; Chryſoſtomus ſpricht kurz, und iſt voll von Gedanken. Ein Redner wird ſehr unnatürlich werden, wenn er ſich ein Muſter

er-

erwählet, das wider die natürliche Anlage ſeiner Sprache und Odem iſt. Alle ſeine Bemühungen werden endlich vergebens ſeyn, wenn er nicht das menſchliche Herz in ſeinen Bewegungen, Schlüſſen, Tugenden und Laſtern kennt. Er kann alſo nie genung Achtung auf ſein eignes geben, um dadurch das Herz ſeiner Zuhörer kennen zu lernen. Er wird dadurch geſchickt, den Eindruck der Wahrheiten zu verſtehen, die Tugend angenehm zu machen, ohne ſie als einen Zwang vorzuſtellen; die Laſter zu beſtrafen, ohne unhöflich zu werden, oder in den beiſſenden, und auf dem Lehrſtuhle übel angebrachten Witz der Satyre zu fallen, von deren Freunden Qvinctilian ſpricht:

Minimis etiam inuentiunculis gaudent, quae excusſae riſum habent, inuentae facie ingenii blandiuntur.

IV.

Das Natürliche und Unnatürliche bey den Dichtern.

Boileau.

Phébus, dés que je parle, eſt prét à m'exaucer:
Mes mots viennent ſans peine, & courent ſe placer.

Ich wage mich an die ſogenannte Göttersprache. Der Grund ihrer Schönheit iſt die Natur. Es wird kein Dichter gefallen, der nicht die Worte des Boileau, den ich jetzt angeführet habe, auf ſich anwenden kann. Wird es ihm ſchon ſauer, ein Dichter zu werden, ſo thut er am beſten, er wird keiner, und überläßt es denen, welchen der Apollo günſtiger iſt. Die Natur muß hier alles thun.

Reguln werden in der Dichtkunſt am ſchlechteſten angebracht, aufs höchſte dienen ſie darzu, Fehler zu vermeiden, ſchön und mit Geſchmack zu dichten, werden ſie niemand lernen.

nen. Ein dichteriſcher Syntax iſt etwas Lächerliches. Natur und Leſen thut hier alles, und dennoch muß ein guter Unterſcheidungs-Geiſt damit verbunden werden. Die Zeiten, die Sitten, der Geſchmack ändert ſich. Die Dichtkunſt hat gar zu viel Gegenſtände, ſie iſt ſo vielen Ausweichungen ausgeſetzt. Niemand ſtreitet ſo ſehr um den Beyfall, als die Dichter. Alle wollen Geſchmack haben. Jeder weiſet dem andern ſeine Fehler, und glaubt, er ſey allein ſchön. Es muß doch ſchon zu den Zeiten des Horaz alſo geweſen ſeyn, denn er ſpricht:

Ridentur, mala qui componunt carmina: verum
Gaudent ſcribentes, & ſe venerantur.

Die Leſer ſelbſt ſind von verſchiedenem Geſchmacke. Mancher kann ſich an dem Stopp nicht ſatt leſen, und jähnet bey dem Haller. Einer liebt den Hexameter, der andere die Reime. Es iſt alſo gewiß nicht leicht, ja faſt unmöglich, etwas Entſcheidendes hierüber zu ſagen. Es iſt auch dieſes meine Abſicht

nicht, ſondern ich will mich nur erklären, in wie weit das Natürliche und Unnatürliche bey den Dichtern in die Augen fällt.

Der Dichter wird alſo natürlich bleiben, wenn er ſich und ſeinen Vorwurf nicht verkennt. Sich muß er kennen, ob ihm die Natur die Gabe zu dichten geſchenkt habe, und zu welcher Art von Gedichten ſie ihn beſonders geſchickt gemacht habe. Sittengedichte, Fabeln, Heldengedichte, Lobgedichte, Trauerreden, alle erfordern faſt einen beſondern Mann. Manchen ſiehet man es ſchon am Gang, Mienen und Geberden an, daß er zu Sonnets und kleinen Tändeleyen gemacht ſey. Seinen Vorwurf muß er niemahls aus den Augen laſſen, ſonſt wird man allzeit etwas Widerwärtiges, bey Leſung ſeiner Gedichte, empfinden.

Es iſt unmöglich, das Natürliche und Unnatürliche in jeder Art von Gedichten zu zeigen; es würde zu weitläuftig ſeyn, wider meine Abſicht, hiernächſt auch überflüßig, denn wir haben Critiken genung über die

Dicht-

Dichtkunſt. Es ſind alſo nichts, als einige Anmerkungen, die ich bey Leſung verſchiedener, und vornehmlich der lateiniſchen Dichter gemacht habe, nach welchen man einigermaaßen einen kurzen Begrif von dem Natürlichen und Unnatürlichen bey den Dichtern erhalten kann.

Die Abſicht eines Dichters muß ſeyn, Nutzen oder Vergnügen zu ſchaffen, oder auch beydes zugleich. Wenn er dieſe Abſicht vor Augen behält, ſo wird er allemahl natürlich bleiben. Die moraliſchen Gedichte, worunter auch die Fabeln und Satyren gehören, haben hierinnen einen Vorzug. So verächtlich, als die Fabeln von manchem gehalten werden, der noch keinen Verſuch darinnen gethan hat, und ſie vor Kinderey hält, ſo ſchwer ſind ſie, und ſo geſchickt, die Sittenlehre kurz, angenehm und praktiſch zu machen. Ich halte immer davor, Aeſop ſtiftet mehr Gutes, als Horaz und Ovid, er erreicht auch die Abſicht eines Dichters mehr, als jene, obgleich jene mehr Schönes, in Anſehung

des Ausdrucks, haben. Satyren, wenn ſie nicht die Liebe und Ertragung des Nächſten beleidigen, nützen und vergnügen. Es iſt aber wider die Natur der Satyre, wenn Boileau ſogar Perſonen mit Nahmen nennt. Nichts lauft wohl mehr wider die Natur und Abſicht der Dichtkunſt, als wenn ſich Menſchen damit abgeben, Sachen zu ſchildern, die weder einen Nutzen, noch bey geſitteten Menſchen ein Vergnügen ſtiften.

Hierunter rechne ich die unflätigen Gegenſtände, vor die die Götterſprache zu gut iſt. Ein ſolcher Dichter erniedrigt ſich unter den Pöbel, der gewiſſe Dinge ohne Schaamröthe nicht in Proſa ſagt, welche der Dichter mit großem Fleiß in gebundener Rede aufſetzt, und dem Drucke überläßt. Man wird ſagen, das iſt ja nicht unnatürlich, ſondern natürlich! Es iſt aber widernatürlich, und wider die Abſicht eines Gedichts, das zwar vergnügen, aber nur edle und nicht thieriſche Empfindungen hervor bringen ſoll. Ovid, Günther, Hofmannswaldau werden aus dieſer

ſer Urſache ſelbſt andern Dichtern mißfallen. Der Dichter decket das auf, was die Natur verdeckt wiſſen will.

Ein Dichter muß dichten, aber nicht offenbare Unwahrheiten ſagen. Wenigſtens müſſen dieſe Unwahrheiten nicht widerſprechend ſeyn. Handelt er wider dieſe Regul, ſo denkt er unnatürlich. Ovid hat in ſeinen Verwandlungen dieſes beobachtet. Sie ſind Erfindungen, aber er weiß ihnen einen ſolchen Anſtrich zu geben, daß ſie wenigſtens nichts Widerſprechendes zu haben ſcheinen. Der Widerſpruch beſtehet aber nicht in den ſonderbaren Erfindungen, ſondern in der widerſprechenden Denkungsart des Dichters.

Der Gedanken, daß Dichter entweder gar nicht die Wahrheit reden, oder ſie übertreiben, verurſachet unſtreitig den Eckel, den man vor Lob- und Gelegenheits-Gedichte unvermerkt empfindet. Sie ſind zur Gewohnheit worden, es ſind faſt mehrentheils einerley Gedanken in denſelben, wenn man ſie ſkeletiret. Sie werden bezahlt, der Dichter kennt

wohl die Perſon nicht einmahl, die er im Nahmen eines andern vors Geld lobt. Es iſt lächerlich, wenn man heute das Glück einer Ehe in gebundener Schreibart bis zum Himmel erhebet, deren Intereſſenten ſich in vier Wochen wieder ſcheiden laſſen. Niemand erhält ein Amt, ſo hat er es nach dieſer Sprache ſchon längſt verdient. Iſt es ein Großer, ſo wollen die Muſen vor Vergnügen ganz verwirrt werden. Stirbt jemand, ſo iſt es der größte Menſchenfreund, Patriot und ſo ferner; der Tod wird herunter gemacht, die Welt beklagt. Ein guter Dichter wird ſich niemahls mit ſolchen Kleinigkeiten abgeben, und die es thun, gehören meines Erachtens in die Zunft der ſogenannten Groſchenweiber, die in manchen Städten ſind, welche hinter den Leichen hergehen, und die Verſtorbenen loben, ob ſie ſie gleich nicht gekannt haben, und davor einen Groſchen bekommen. Das Lob eines ſolchen Dichters iſt eine wahre Beſchimpfung vor einen würdigen Mann, denn der Dichter lobt aus Abſichten. Was

wider

wider die Wahrheit läuft, läuft allemahl wider die Natur, und wenn die Gedanken noch ſo ſchön ſind, ſo verlieren ſie, wenn ich weiß, daß ſie ſich nicht zu dem Vorwurfe ſchicken. Ein Dichter muß dichten, aber nicht lügen.

Die Dichtkunſt hat mit der Mahlerey einerley Geſetze. Dieſer drückt mit Worten aus, was jener mit dem Pinſel ausdrückt. Je näher der Dichter der Mahlerey kömmt, je natürlicher dichtet er. Wenn ein Bild gleich ſchön gemahlt iſt, es gleichet aber dem Original nicht, ſo ſpricht jedermann, es iſt ſchlecht getroffen. Von dem Dichter ſagt man, er hat gelogen. Wenn ein Mahler eine Geſchichte vorſtellt, ſo beſtehet das Natürliche in derſelben darinnen, daß ich mir, bey Betrachtung des Stücks, die vorgeſtellte Sache ſo vorſtellen kann, wie ſie in der That iſt. Ein Poet beſchreibt dieſe Züge mit Worten, und indem man ihn lieſet, ſo iſt es nicht anders, als wenn man die Sache mit Augen ſähe. In dieſer Kunſt zu ſchildern und zu mahlen hat es meines Erachtens Zachariä

weit gebracht. Seine ſcherzhaften Heldengedichte ſind ein Beweiß davon. Es kömmt bey einem Dichter nicht allemahl darauf an, daß der Vorwurf prächtig ſey, ſondern auf die Art und Weiſe, ſie zu ſchildern. Der Vorwurf bey dieſem Dichter ſind nur Kleinigkeiten, der ganze Entwurf, wenn man ihn zergliedert, faſt gar nichts, und doch werden wir hingeriſſen. Die Charaktere der vorkommenden Perſonen ſind natürlich, die Sprache denſelben gemäß; körperliche Dinge ſind ſo beſchrieben, daß ſie mehr gemahlt, als beſchrieben zu ſeyn ſcheinen. Eine Küche, eine Dorfſchule ſind Kleinigkeiten, auf die wir im gemeinen Leben nicht einmahl Achtung geben; wenn ſie aber dieſer Dichter beſchreibt, ſo empfinden wir etwas, das wir ſonſt bey dieſen Dingen nicht empfinden. Selbſt in ſeinen Oden herrſchet dieſes Natürliche. Wenn er den Abend beſingt, ſo ſetzt er unter die Beſchreibung deſſelben folgende Schilderung:

Der

Der Landmann, deſſen ſtille Hütte
Der Gott des Schlafes gern bewohnt,
Tritt vor die Thür mit ſchwerem Schritte,
Und ſiehet jähnend in den Mond.

Ein kleiner zufälliger Umſtand des Abends! Wie ſchön wird er aber nicht, wenn wir denſelben nach dieſer Mahlerey im Original ſehen. Würde wohl ein Mahler den Abend beſſer vorſtellen können, als wenn er den Himmel mit dem Monde mahlte, dem Stücke ein abendliches Anſehen gäbe, unten eine Bauerhütte anbrächte, vor derſelben einen Bauer in einer ausdehnenden Stellung, der halb ſchläfrig faul in den Mond ſiehet, den Mund aufſperret und jähnet? Das iſt der Charakter eines natürlichdenkenden Dichters, wenn er der Mahlerey ſo nahe kömmt.

Die Natur liebt die Kürze, und hat einen Eckel vor Ausſchweifungen. Ein Dichter wird alſo der Natur am nächſten kommen, wenn er kurz iſt. Die Kürze muß aber ſo beſchaffen ſeyn, daß dadurch die Deutlichkeit nicht wegfällt. Zu viel in einem Bilde,

macht das Bild eckelhaft, zu wenig, macht es undeutlich. Wenn Perſeus ſagt: Nec te quaeſiueris extra; ſo iſt der Gedanke kurz, aber ein wenig dunkel. Wenn Boileau eben dieſen Gedanken alſo ausdrückt: Nous cherchons hors de nous, nos vertus & nos vices, ſo iſt er kurz und auch deutlich. Horaz iſt aus dieſem Geſichtspunkte hauptſächlich ſchön. Will man davon überzeugt ſeyn, ſo mache man einen Verſuch, ihn zu überſetzen, ſo wird man gewahr werden, daß man viel mehr Worte braucht, die Gedanken zu entwickeln, die in ihm ſind, und doch ihn nicht erreicht. Wollte man ein Wort zu ſeinen Gedanken ſetzen, ſo würde es überflüßig ſeyn; wollte man eines wegnehmen, ſo würde etwas fehlen. Man halte die Gedichte des Ovids dargegen, ſo wird man anmerken, daß manches Wort überflüßig ſey, zum Exempel, die Wörter dein und mein, ohne welche ſich der Sinn doch verſtehen lieſſe, und welche blos des Verſes wegen da zu ſtehen ſcheinen. Das Ueberflüßige wird nicht nur in Wor-

ten, ſondern auch in Gedanken angemerkt. So bald ſich der Gedanke verſtehen läßt, ſo iſt alles, was darüber geſagt wird, überflüßig, es ſey nun ein einziges Wort, oder ein Gedanke, der mit Beſtand des Verſtandes weg ſeyn könnte. In deutſchen und franzöſiſchen Gedichten iſt vielmahls der eingeführte Reim an dieſem Fehler Urſache, ein Fehler, den zuweilen die größten Dichter nicht vermeiden können.

Die Sprache des Dichters unterſcheidet ſich von der Proſa hauptſächlich dadurch, daß der Dichter viel erhabner reden muß, als jener. Iſt ihm dieſe Art zu reden natürlich, ſo macht ſie das wahre Schöne in der Dichtkunſt aus, wo nicht, ſo fällt er durch mühſame Ausſuchung der Worte in das Schwülſtige. Man empfindet es unter dem Leſen eines guten Gedichts, was es heiße: der Dichter denkt erhaben; aber es iſt ſchwer, ſolches mit Worten zu beſtimmen. Es gehet uns eben ſo bey Beurtheilung eines Gedichtes, als bey Betrachtung eines Gemähldes. Wir

empfinden das Schöne, und können uns nicht deutlich genung darüber erklären. Wir leſen vielmahls lauter ſchöne und ausgeſuchte Worte, und es iſt doch heimlich etwas Widerwärtiges darinnen, und hergegen etwas dem Anſehen nach Leichtes, und es gefällt. Es folgt alſo daraus, daß das Erhabene in Gedichten nicht in Worten, ſondern in Gedanken beſtehe, die dem Gegenſtande ſtets gleich bleiben, und daß Worte ohne Gedanken das Schwülſtige ausmachen. In dieſer Rückſicht kann ein Dichter ſchwülſtig, und zugleich kriechend ſeyn. Will man davon überzeugt ſeyn, ſo halte man die Oden des Horaz an den Mäcenas, das Gedicht des Despreaux an den König Ludwig, und einige deutſche Oden in gleicher Abſicht gegen einander, ſo wird man den Unterſchied zwiſchen Gedanken und Worten kennen lernen. Die natürliche Anlage eines guten Dichters iſt alſo dieſe, daß er gut, deutlich, und ſeinem Vorwurfe gemäß denkt, zu Worten wird alsdenn Rath, ohne ſie ängſtlich zu ſuchen.

Ein Gedicht verliert ſehr viel, wenn ſich der Dichter nicht gleich bleibt. Man merkt es bey vielen Dichtern an, daß der Anfang ihrer Gedichte ſchön, das Mittel mittelmäßig, das Ende vielmahls ſchlecht iſt. Es iſt, als wenn ſie der Geiſt nach und nach verlieſſe, oder, als wenn ſie eileten, damit ſie nur fertig werden wollten. Die Gedanken ſind erſchöpft, die Worte werden matt, der Leſer wird müde. Aus allen dieſen Anmerkungen wird man einſehen, wie viel zu einem guten Dichter gehöre, was vor natürliche Anlage, Fleiß, Sprache, Unterſcheidungskraft, Geiſt und Wiſſenſchaften. Wie wenig würden ſich in dieſes Fach wagen, wenn ſie daſſelbe in ſeinem Umfange unterſuchten!

V. Von

V.
Von der natürlichſten Methode zu ſtudiren.

SENECA.

Nec paſſim carpenda ſunt, nec auide inuadenda uniuerſa: per partes peruenitur ad totum.

Man kann ſich das Studiren ſchwer und leicht machen, nachdem die Methode iſt, nach welcher ſolches eingerichtet wird. Diejenige Methode iſt wohl die beſte, welche uns zu dem Endzwecke am leichteſten führet, und nach unſerer natürlichen Anlage ſich richtet. Wir haben das ſchöne Buch des Rollins, von der Art und Weiſe, die ſchönen Wiſſenſchaften zu lehren und zu lernen. Ein jeder, der mit Fortgang in ſeinem Fache arbeiten will, ſollte es leſen. Es ſcheinet alſo, als ob ich in dieſem Hauptſtücke etwas Ueberflüßiges ſagen würde. Allein, ohne mich damit abzugeben, das Schö-

ne

ne der Wiſſenſchaften zu zeigen, und eine weitläuftige Anleitung darzu zu ſtellen, oder mich blos auf die ſchönen Wiſſenſchaften einzuſchränken, noch auch, wie jede der höhern Wiſſenſchaften müſſe erlernet werden, will ich kurz den Weg der Natur erklären, den ſie uns im Studiren überhaupt zeiget, oder welches einerley iſt, welches die natürlichſte Methode zu ſtudiren ſey, auf die ein jeder, welcher keinen Lehrmeiſter, aber ſonſt eine geſunde Denkungsart hat, ob er auch gleich nicht von dem Studiren Profeßion macht, nach Anleitung ſeiner Natur fallen müſſe.

Derjenige verdient den Nahmen eines Gelehrten, der viel und deutliche Begriffe von nützlichen Dingen hat. Es flieſſet hieraus, daß viel wiſſen, und nicht deutlich wiſſen, keine Gelehrſamkeit ſey, und daß auch deutliche Begriffe von unnützen und entbehrlichen Dingen uns nicht zu unſerm Endzwecke führen. Die Natur befiehlet uns, auf das Nützliche unſere Bemühung zu wenden, und jeden Begrif davon uns ſo deutlich zu machen, als es

dem menſchlichen Verſtande möglich iſt. Wir ſind deswegen verbunden, vor allen Dingen zu unterſuchen, welche Art von Wiſſenſchaften uns und unſerm Nächſten am nutzbarſten werden könne, und alsdenn dieſelben deutlich zu faſſen. Dieſen Endzweck werden wir nicht erreichen, wenn wir nicht den leichteſten, das iſt, den natürlichſten Weg darzu erwählen.

Der erſte Grundſatz hierbey iſt dieſer, daß man, ehe man ſich an eine Wiſſenſchaft ſelbſt macht, diejenigen Dinge voraus zu erlernen ſucht, welche zur Deutlichkeit der Wiſſenſchaften dienen, und ohne welche letztere nicht wohl verſtanden werden können. Das iſt vors erſte die Geſchichte überhaupt, und die Geſchichte einer jeden Wiſſenſchaft ins beſondere. Unſere Natur macht ſelbſt dieſe Regul. Warum findet ſich bey uns das Gedächtniß eher, als die Urtheilskraft, und warum nimmt das erſtere ab, wenn die letztere zur Reife kömmt? will ſie uns dadurch nicht ſagen, daß die Dinge, die mit dem Ge-

dächt-

dächtniß gefaßt werden, auch die erſten in der Erlernung werden müſſen. Es iſt alſo meines wenigen Erachtens ein Fehler, wodurch wir uns den Weg ſchwer machen, wenn wir eine Wiſſenſchaft mit Erlernung der Sätze und Reguln anfangen, ehe wir eine hiſtoriſche Kenntniß davon haben. Ich will nicht ſagen, daß dieſe Kenntniß ganz vollſtändig ſeyn müſſe, denn ſonſt hätten wir in dieſem weitläuftigen Felde Zeitlebens zu thun, ſondern ich behaupte nur, daß wir das Nothwendigſte der Geſchichte, die in eine Wiſſenſchaft einſchlägt, wiſſen müſſen, ehe wir die Wiſſenſchaft ſelbſt antreten. Um von dem Kleinen anzufangen, ſo ſollte der Natur gemäß ein jeder, der das Chriſtenthum lehret, ſeinen Kindern erſt die bibliſchen Hiſtorien aus dem Hübner erklären und erzählen, ehe er ihnen eine einzige Frage aus dem Himmelswege oder Catechismus lernete. Wüßte das Kind die Hiſtorie, ſo würde es alsdenn die Fragen nicht nur beſſer verſtehen und behalten, ſondern auch viele Fragen zu beantwor-

ten wiſſen, ohne daß es dieſelben aus einem ſogenannten Fragebuche gelernet hätte. Ich will ſolches durch ein kindiſches Exempel aus dem gemeinen Leben erläutern. Ich will jedes Bauernkind fragen: Was erhält eine Kindermörderin vor Strafe? ſo wird es antworten: Sie muß wieder ſterben. Woher weiß denn dieſes ein ſolches Kind? es ſtehet ja in keinem Fragebuche, und es iſt auch nicht geſchickt, aus den Worten: Wer Menſchenblut vergeußt ꝛc. dieſe Antwort herzuleiten? Es weiß es aus der Erzählung, daß in dem benachbarten Amte eine dergleichen Uebelthäterin alſo abgeſtraft worden, und dieſe Erzählung hat in ihm mehr Eindruck und eine größere Deutlichkeit, als wenn es den Satz auswendig gelernt hätte: Eine Mörderin muß ſterben.

Ich will vom Kleinen aufs Größere gehen. Ein Schüler oder angehender Student, dem die Kirchengeſchichte nicht wenigſtens in Hauptſachen, und daß ich ſo reden mag, nach der Oberfläche bekannt iſt, macht

ſich

ſich wunderbare Begriffe, wenn er höret: Das iſt zu merken wider die Socinianer, Arianer und ſo weiter, und er weiß nicht, wer ſie geweſen, und wenn ſie gelebt; ein kluger Lehrer ſetzt immer voraus, daß jeder ſeiner Zuhörer wenigſtens das Nothwendigſte der Geſchichte wiſſen müſſe, und er würde, wenn er die Geſchichte bey jedem Satze lehren wollte, zu lange aufgehalten werden. Eben ſo fremde ſind wir in den Schulen der Philoſophen, wenn wir einen Descartes, Malebranche, Leibnitz nennen hören, und nicht wenigſtens einiger maaßen eine hiſtoriſche Kenntniß von ihnen haben. Ein Juriſt wird durch die Geſchichte ſeinen Lauf erleichtern, ja wir werden keinen Römiſchen Autor recht verſtehen, wenn wir nicht die Römiſche Geſchichte zum Grunde gelegt haben. Es kömmt nun nach Beſchaffenheit der Umſtände nicht eben darauf an, alles genau zu wiſſen, ſondern nur das Nothwendigſte, und wie viel gewinnen wir, wenn wir uns gewöhnen, die Geſchichte pracktiſch zu leſen? Man nennet aber das ei-

ne pracktiſche Kenntniß der Geſchichte, wenn wir nicht blos die geſchehenen Sachen leſen, ſondern uns aus derſelben allerhand nützliche Anmerkungen machen, den Charakter der vorkommenden Perſonen betrachten, die Triebfedern ihrer Handlungen beurtheilen, die Qvellen des Guten und Böſen entdecken, ſittliche Folgerungen machen, und in allen die Spuren der weiſen Regierung GOttes bemerken. Wenn wir die Geſchichte alſo leſen, ſo haben wir noch Nutzen von einer Sache, wenn wir ſie wieder vergeſſen haben; das iſt der Eindruck, den die Geſchichte in unſerer Seele zurück ließ. Geſetzt, es entfällt uns ein Nahme, eine Zeitrechnung, ein Umſtand, ſo bleibt doch das Hauptwerk in uns.

Zu den Werkzeugen, die zur Erlernung der Wiſſenſchaften erfordert werden, gehören die Sprachen, in welchen die Verfaſſer geſchrieben haben. Es iſt etwas ſonderbares, daß ſich mancher ein Verdienſt daraus macht, eine Sprache zu verſtehen, blos deswegen, weil es eine Sprache iſt, und nicht

aus

aus dem Geſichtspunkte, weil er dadurch in den Stand geſetzt wird, eine Wiſſenſchaft verſtehen zu lernen. Er bleibt deswegen blos bey der Sprache und ihrer Verbeſſerung ſtehen, ohne ſie in den Wiſſenſchaften ſelbſt zu brauchen. Je mehr man nun Gelegenheit hat, Sprachen zu erlernen, je mehr wird uns der Weg zu den Wiſſenſchaften erleichtert werden. Es iſt an dem, wir haben in unſerer Mutterſprache faſt alle Autors überſetzt, aber wird wohl jemand aus der Ueberſetzung den Nutzen haben, den er aus den Qvellen ſelbſt ziehet? Zur Kenntniß der ſchönen Wiſſenſchaften gehören ſelbſt die neuern Sprachen. Der Terenz läßt lange nicht das Schöne empfinden, wenn wir ihn blos lateiniſch leſen, als wir bemerken, wenn wir ihn franzöſiſch mit den Noten der Dacier in die Hände bekommen; er erhält in dieſer Sprache gleichſam einen neuen Geſchmack, und wird den Comödien des Moliere ähnlich. Da die lateiniſche Sprache einem, der die Wiſſenſchaften liebt, faſt unentbehrlich iſt, und

weil ſie gleichſam die Mutterſprache der Gelehrten worden iſt, ſo ſey mir es erlaubt, einige Anmerkungen, in Anſehung der Methode, ſie zu erlernen, zu machen.

Es iſt meines Erachtens ein Fehler, den man in Anſehung der Lernenden begehet, daß man keinen Unterſchied unter denſelben macht, und von jedem verlangt, daß er ſie eben ſo regulmäßig, eben ſo ſchön, wie der andere, erlernen ſoll. Man bringt viel Jahre mit Erlernung der Reguln und Erklärung der Autors zu, wo größtentheils nur auf die Worte, und nicht auf die darinnen befindlichen Realitäten, geſehen wird. Bey den wenigſten wird der Endzweck erreicht, und bey denen er noch erreicht wird, ſo erſtreckt er ſich doch nicht weiter, als daß ſie nun die Sprache können, und ſchön können. Die meiſten, die dereinſten nicht ihr Brod davon zu haben denken, werden es überdrüßig, und bekommen einen rechten Eckel davor. Wir fangen mit der Grammatik an, und bringen eine ganze Zeit mit Auswendiglernen der Reguln

zu,

zu, ehe wir zur Erklärung eines Buchs kommen. Das Unnatürlichſte dabey iſt vielmahls dieſes, daß wir wohl gar eine Grammatik erwählen, die in lateiniſcher Sprache geſchrieben iſt, in einer Sprache, die wir noch nicht verſtehen, wir lernen die Reguln auswendig, wie man in den Jeſuiter-Schulen die philoſophiſchen Erklärungen lernt, ohne zu wiſſen, was ſie heißen. Gerade, als wenn ich einem, der hebräiſch lernen ſollte, eine Grammatik in die Hand geben wollte, die in hebräiſcher Sprache geſchrieben wäre, von der er bey ſeinem Antritt noch kein Wort verſtünde.

Die natürlichſte Methode meines Erachtens, das Latein zu lernen, wäre, wenn man zwey Claſſen von Schülern machte, eine, die es dermahleinſt andern wieder lernen ſollte, und dieſe müßten bey der jetzigen Methode bleiben, die andern, welche die Sprache nur in ſo weit lernen, daß ſie ein Buch darinnen verſtehen könnten, und mit dieſen würde man umgehen, wie ein kluger franzöſiſcher Sprach-

meiſter es macht, der, wenn das Leſen vorbey iſt, gleich mit dem Erklären den Anfang macht, es vorerklärt, und dem Schüler es nacherklären läßt, bey der Erklärung die Reguln anmerkt, die leichteſten zuerſt, die ſchwererern zuletzt, und täglich dabey etwas aus der Grammatik, beſonders die Deklinationen, Conjugationen und Wörter, auswendig lernen läßt. Man müßte darzu freylich im Anfange keine ſchweren Autors nehmen, es läge auch nichts daran, ob ſie zierlich, oder nicht zierlich geſchrieben wären, genung, wenn der Endzweck, ein Buch zu verſtehen, erlangt würde. Was würde es ſchaden, wenn man mit dem Kempis, mit des Gerhards heiligen Gedanken, und mit Hutters Lehrbuche den Anfang machte? Wäre man geſchickt, leichte Autors zu verſtehen, ſo könnte man alsdenn zu ſchwerern ſchreiten, die Reguln erweitern, und auch das Zierliche kennen lernen. Nach dieſer Methode würde man in kurzer Zeit den Endzweck erreichen. Ich glaube auch, ein ſolcher Lehrling würde eine

Kennt=

Kenntniß der Wiſſenſchaften erlangen, ein Philoſoph, ein Staatsmann werden, ja Land und Leute regieren können, ohne die Reguln der Grammatik wörtlich auswendig zu können; und geſetzt, er machte einmahl einen Schnitzer, ſo würde ſich wohl niemand als ein ſtolzer Pedant über ihn aufhalten. Mit Leuten, die zu Lehrern der Wiſſenſchaften beſtimmt ſeyn, iſt es ein anders. Die ſtrenge Schule iſt vor ſolche die beſte, und es iſt bey ihnen nicht genung, daß ſie dieſe Sprache verſtehen, und ſich darinnen erklären können, ſondern es erhöhet ihren Werth und Anſehen, wenn ſie ſich auch ſchön erklären. Es iſt freylich ein Unterſchied unter der Schreibart des Lactanz und eines andern Kirchenlehrers. Unterdeſſen ſind dieſes nur Gedanken, es kann ſeyn, daß ich mich irre, und daß ſie nicht möglich zu machen ſind.

Ich gehe alſo weiter, und komme auf den Satz, daß es die Natur der Wiſſenſchaften erfordere, diejenigen Dinge zuerſt vorzunehmen, welche unſern Verſtand aufräumen,

die Urtheilskraft ſchärfen, und uns richtig denken lernen. Wenn die Mathematik, und beſonders die Geometrie, ſonſt keinen Nutzen hätte, ſo ſollte man ſie blos deswegen hochſchätzen. Sie iſt das bey den Wiſſenſchaften, was das Zeichnen bey den Handwerkern iſt. Man kann alle Aufgaben und ihre Auflöſung vergeſſen, man kann nicht mehr im Stande ſeyn, einen Winkel zu machen, ſo hat man doch noch Nutzen genung von ihr, wenn nur ihre Art zu denken zurück und übrig bleibt. Die größten Philoſophen haben es der Mathematik zugeſchrieben, wenn ſie andere im Scharfdenken übertroffen haben. Eine geſunde Logik iſt die Schweſter von ihr.

Die Wiſſenſchaften ſind ein ſehr weitläuftiges Feld, wer ſich ohne Ordnung und Wahl in daſſelbige wagt, wird gleichſam furchtſam gemacht, daß er zurück gehet. Es iſt alſo die natürlichſte Methode, daß wir ſie erſtlich im Kleinen kennen lernen. Ich mag in der Natur anſehen, was ich will, ſo werde ich gewahr,

wahr, daß ſie ſich nach und nach entwickelt. Will ſie uns nicht dadurch eine Anleitung geben, wie wir in der Bearbeitung unſers Verſtandes verfahren ſollen? Es iſt derſelben eben ſo gemäß, von dem Kleinen aufs Große zu gehen, als ſtückweiſe aufs Ganze zu kommen. Iſt es alſo nicht natürlich, zu erſt das Skelet einer Wiſſenſchaft kennen zu lernen, ehe man den ganzen Körper vor ſich nimmt? Die natürlichſte Methode, eine Wiſſenſchaft zu ſtudiren, iſt alſo wohl dieſe: Wenn wir vor allen Dingen unterſuchen, aus was vor Theilen ſie zuſammen geſetzt ſey, dasjenige anmerken, worinnen das Hauptwerk derſelben beſtehe, und ſie uns im Kleinen bekannt machen, ehe wir an die völlige Entwickelung denken. In dieſer Abſicht wird man in ſeinem Verſtande Compendien aus Compendien machen. Wie unnatürlich iſt die Methode derjenigen, die ſich in ein weitläuftiges Feld einlaſſen, ehe ſie gleichſam den rechten Geſichtspunkt des Kleinen von dem Ganzen erlangt haben. Sie entfernen

fernen ſich von der Kenntniß der Fächer, in welche jede Sache gehöret. Ein Baumeiſter macht zuerſt einen Riß, alsdenn wird das Gebäude aufgeſetzt, zuletzt erſtlich ausgebauet. So viel, als es ſich thun läßt, ſollte man ſich Tabellen von jeder Wiſſenſchaft machen, welche den Grundriß des Ganzen enthielten. Die Erweiterung derſelben würde alsdenn durch fleißiges Leſen bewerkſtelligt werden. Man würde alsdenn gleich wiſſen, in welches Fach ein jedes gehörete.

Was die ſchönen Wiſſenſchaften anlangt, ſo ſcheinen ſie hier eines Theils eine Ausnahme zu fordern. Poeſie und Beredſamkeit laſſen ſich nicht leicht in Reguln bringen, aufs höchſte können wir dadurch Fehler kennen lernen. Das wahre Schöne kann nur empfunden, und nicht wohl gelernt werden. Ein Mahler wird mehr lernen, wenn er einen ſchön gemählten Kopf vor ſich nimmt, und ihn betrachtet, das Schöne daran wahrnimmt, und die noch übrig gebliebenen Fehler bemerket, als wenn ihn ſein Lehrmeiſter mit vielen

Reguln der Mahlerey martert. Man nehme ein gut Original der Dichtkunſt und Beredſamkeit vor ſich, man leſe es, man leſe es oft, man bemerke das Schöne auch im Kleinen, bleibt man ohne Empfindung, ſo iſt es ein gewiſſes Merkmahl, daß man von der Natur weder zum Dichter, noch zum Redner beſtimmet ſey. Wie viel würden von der Gewohnheit zu dichten abgehen, wenn ſie dieſe Methode beobachteten, und dadurch gewahr würden, daß ſie keinen Beruf darzu hätten?

Jeder Handwerksmann braucht Werkzeuge, die Werkzeuge eines Gelehrten ſind Bücher. Es iſt ſeine Pflicht, ſie kennen zu lernen, und wie ſchwer iſt nicht die Wahl bey einer ſo ungeheuren Menge? Ich glaube, daß man allein mit den Poeten einen Laufgraben ausfüllen könnte. Es iſt ein Vorurtheil, wenn man durch viel Bücher glaubt gelehrt zu werden. Das hat ſchon Seneka und andere eingeſehen. Wenig und gute Bücher oft geleſen, ſtiften mehr Nutzen.

Formey und Stockhauſen haben einen Entwurf zu einer kleinen und auserleſenen Bibliothek gemacht. Ich halte davor, daß man ſich auch hier noch könne ins Kleinere ziehen, um Geld und Zerſtreuung zu erſparen, wenn man nur ſolche Bücher kaufte, die man immer leſen, und ſich gleichſam eigen machen wollte. Die Natur liebt den kürzeſten Weg, der aber ſtets betreten werden muß.

Daß viel Bücher wenig Nutzen ſchaffen, beweißt die Erfahrung. Wir haben niemahls ſo viel Schriften von der Erziehung gehabt, als in dieſem Jahrhunderte, und niemahls ſo ſchlechte Erziehung, ſo viel Verſchwender, Betrüger, Banqverouteurs, Gotteslaͤugner und Freygeiſter, als eben jetzt. Die Alten laſen den Salomo, den Plutarch und Xenophon, ſie waren damit zufrieden, und ohne Künſteley zogen ſie gute Leute nach ihren Grundſätzen. Cicero erwählte den Demoſthenes zum Original, und ward ein Redner; Virgil den Homer, und ward ein Poet. Wir gehen in weitläuftige Bibliotheken

theken jeder Art, und ſelten wird ein Original geſchaffen. Wenn ich alſo einen guten Freund hätte, und er bäte mich, ich ſollte ihm einen Entwurf zu einer kleinen Bibliothek machen, ſo würde ich ihm, ohne mich in die höhern Wiſſenſchaften, als Gottesgelahrheit, Rechtsgelehrſamkeit und Arzneywiſſenſchaft, einzulaſſen, als welche freylich vor einem, der ſie gründlich ſtudiren will, ihren beſondern Vorrath, wegen der verſchiedenen Dinge, die da hinein ſchlagen, verlangen, folgenden Rath geben: Erſtlich überzeugt euch von der Wahrheit der heiligen Schrift, und darzu kauft Hollmanns überzeugenden Beweiß von GOtt und der Schrift! Zur Erbauung leſet täglich in der Bibel und in Arndts wahrem Chriſtenthum! Kehret euch daran nicht, ob es gleich ein gemeines und bald gar verachtetes Buch wird. Wollt ihr etwas zur Erklärung der Schrift haben, ſo ſchafft euch ein gutes Bibelwerk an, dasjenige iſt das beſte, welches über leichte Sachen nichts oder wenig, über ſchwere viel ſagt. 2) Zur Philoſo-

loſophie. Wollet ihr einen kurzen Abriß und den Zuſammenhang im Kleinen in ſchönem Latein leſen, und dadurch erkennen lernen, daß das Gründliche auch ſchön könne vorgetragen werden, ſo leſet des Erneſti initia doctrinae ſolidioris. Wollet ihr einen hinlänglichen Begrif von der Weltweißheit auf eine leichte Art haben, ſo kauft Gottſcheds Weltweißheit. Wollt ihr darinnen weiter gehen, ſo nehmt des Wolfs Schriften vor euch. 3) In der Beredſamkeit leſet den Cicero, Chryſoſtomus, Bourdaloue, Boſſuet, Saurin und einige Deutſche, die eurer natürlichen Anlage am näheſten kommen, das iſt, welche euch am beſten gefallen. 4) Unter den Dichtern macht euch Claſſen. In geiſtlichen Gedichten iſt Brocks der beſte. In andern Gedichten ſind Horaz und Virgil unter den lateiniſchen; unter den deutſchen: Gellert in moraliſchen; Haller, Hagedorn und Kleiſt in verſchiedenen Arten; Zachariä in der mahleriſchen Dichtkunſt, daß ich ſie alſo nennen mag, die vornehmſten. Im Helden-

dengedichte laſſe ich es auf euren Geſchmack ankommen. Es ſind deren wenig, und alle in ihrer Art gut. Verſtehet ihr die neuern Sprachen, ſo iſt unter den Italiänern Taſſo, unter den Engelländern Pope, und unter den Franzoſen Boileau und Voltaire zu erwäh⸗len. Letztern leſet aber nicht eher, als bis ihr von der Religion Ueberzeugung genung habt. 5) In der Hiſtorie nehmt zum Ske⸗let den Freyer, und zur Erweiterung eurer Erkenntniß Hiſtoire univerſelle de Puffendorf. 6) Unter den moraliſchen Schriften, in welchen Geſchmack herrſchet, iſt Charron de la ſageſſe, und Caractéres de la Bruyére zu empfehlen. Ueberdem giebt es noch viel gute in jeder Art, die ihr aber unmöglich alle anzuſchaffen im Stande ſeyd, unter welchen des Grafen Teßins nicht die letzten ſeyn ſol⸗len. Hüthet euch aber vor ſolche Schrif⸗ten, die zwar mit Geſchmack geſchrieben, aber der Religion und Tugend zuwider ſind. Rech⸗net darunter Lettres Juives, Perſanes, Chinoiſes und eine Menge Romans, darunter

Gußmann von Alvarache und Gil-Blas und einige Engliſche die erträglichſten ſind. Was hilft es euch, einen artigen Einfall geleſen zu haben, wenn er euch eine Art von Unruhe zurück läßt. 7) Zur Beluſtigung in den Werken der Natur dienen euch die Schriften des Reaumur. Um nun in allen dieſen beſſer fortzukommen, ſo kauft euch von jeder Sprache ein gutes Lexicon, und zum Hülfsmittel in den Wiſſenſchaften Stollens Hiſtorie der Gelahrheit. Das iſt meines wenigen Erachtens eine kleine, und zur natürlichſten Methode geſchickteſte Bibliothek. Sie beſtehet aus nicht mehr, als dreyßig Werken, die Wörterbücher ausgenommen. Ich ſetze zum Voraus, daß einer nothdürftig auch die Geographie verſtehet. Wer dieſe Bücher oft und ſtets lieſet, wird geſchickt werden, das Wahre und auch das Schöne in den Wiſſenſchaften kennen zu lernen, es wird ihm alsdenn auch unverwehrt ſeyn, andere Schriften zum Zeitvertreib und zur Erweiterung ſeiner Kenntniß durchzublättern. Er wird

frey-

freylich dadurch noch kein Gelehrter, aber er erlangt doch eine Anlage, es zu werden.

Die natürliche Methode zu ſtudiren erfordert nicht nur das Leſen, ſondern hauptſächlich, das Geleſene zu überdenken. Seneka ſpricht ſchon: Nusquam eſt, qui vbique eſt. Es muß alſo das, was wir leſen, recht überdacht, und gleichſam verdauet, und in geiſtiſche Lebensſäfte verwandelt werden. Dieſe Beſchäftigung, den Sachen nachzudenken, ſie zu vergleichen, und nach der Empfindung und Erfahrung zu prüfen, macht unſere Erkenntniß recht brauchbar. Das Allernatürlichſte in dieſer Methode aber iſt, daß wir diejenige Art von Wiſſenſchaften erwählen, zu der wir von Natur am meiſten aufgelegt ſeyn, wovon in dem folgenden Hauptſtück ſoll gehandelt werden.

VI.

Von der Art und Weiſe, ſein Genie kennen zu lernen.

Horaz.

Tu nihil inuita dices facieſue Minerua.

Die Selbſterkenntniß iſt der Weg zu den menſchlichen Vollkommenheiten. Wir lernen durch ſie unſere Stärke und Schwäche, unſere Fehler und Tugenden kennen. Ich glaube alſo nicht unrecht zu thun, wenn ich ſie als ein Mittel angebe, zur Erkenntniß des Natürlichen und Unnatürlichen, ſo in uns iſt, zu gelangen. Es verhält ſich dieſes letztere zu der Selbſterkenntniß überhaupt, wie ein Theil gegen das Ganze.

Ich nenne das Natürliche, ſo in uns iſt, das Genie. Ein fremdes Wort, welches aber gleichſam das deutſche Bürgerrecht erhalten hat, das jedermann verſtehet, und weil ich kein deutſches Wort finden kann, welches eigent=

eigentlich auf einmahl das ausdrückt, was das Wort Genie ſagt. Ich will es alſo beybehalten. Man iſt auch verbunden, ſage ich, ſein Genie kennen zu lernen, und zu unterſuchen, zu welchen Wiſſenſchaften wir von Natur am meiſten aufgelegt ſeyn. Der Mangel dieſer Unterſuchung wird uns in große Verlegenheit, in vergebene Arbeit, und in einen endlichen Eckel vor die Wiſſenſchaft ſetzen, die wir nicht unterſucht, nur von ohngefähr vor uns nehmen. Die Prüfung ſelbſt wird uns die Sache angenehm, leicht und möglich machen; ja wir können dabey auf einen gewiſſen Grad der Vollkommenheit Rechnung machen, wenn wir nicht durch äußerliche Umſtände gehindert werden. Es iſt dieſes eine ſo bekannte Sache, daß es überflüßig ſeyn würde, ein mehreres von dieſer Pflicht zu ſagen.

Ich verſtehe unter dem Genie unſere natürliche Anlage, oder die Stärke und Schwäche, ingleichen den Hang unſerer Seelen- und Gemüthskräfte. Es gehören darzu nicht al-

lein die obern, ſondern auch die untern. Beſonders hat man hier viererley zu unterſuchen, das Gedächtniß, die Einbildungskraft, das Maaß des Verſtandes, und ich ſetze noch hinzu die Empfindungen, welche gleichſam Kinder der erſtern seyn. Man merke wohl an, daß ich ſie nicht in einem logikaliſchen Verſtande nehme, ſondern als klare, doch undeutliche Urtheile unſerer Seele über das Schöne. Sie ſind etwas, ich weiß ſelbſt nicht was? ſie laſſen ſich empfinden, und nicht ſo leicht erklären, daher entſtehet auch ihr Nahme Empfindungen.

Ich will mit dem Gedächtniß den Anfang machen, eine Kraft der Seelen, die einem, der ſich auf Wiſſenſchaften legt, noch mehr unentbehrlich iſt, als einem jeden, der im gemeinen Leben fortkommen will. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Güte des Gedächtniſſes in dem Gehirne ſeinen Grund hat, wenn daſſelbe weich genung iſt, die vorkommenden Bilder einzudrücken, welches die Erfahrung dadurch beſtätiget, weil bey ſteigenden Jahren,

wenn

wenn das Gehirne feſter wird, auch das Gedächtniß abnimmt. Die Stärke und Schwäche ſeines Gedächtniſſes kennen zu lernen, iſt nun das leichteſte Geſchäfte. Wir merken es gar bald, ob es uns leicht wird, etwas zu behalten, oder ob wir viel Mühe brauchen. Nur müſſen wir dabey wohl anmerken, ob wir auch das Gelernte lange behalten, oder ob in einer kurzen Zeit dieſer Eindruck ſich wieder verlieret; denn es iſt bekannt, daß viel zwar etwas leicht faſſen, aber auch leicht wieder vergeſſen, andere mehr Mühe brauchen, aber es auch länger behalten. Menſchen, denen der gütige Schöpfer durch die Natur ein gutes Gedächtniß gegeben hat, müſſen ſich hauptſächlich zu denen Dingen wenden, zu welchen Gedächtniß erfordert wird. Das ſind Sprachen, die Geſchichte, Weltbeſchreibung, Zeitrechnung, Wappenkunſt und dergleichen, in welchen ſie es, vermittelſt ihres Genie, weit bringen werden.

Der Verſtand, oder die Urtheilskraft, der um ſo viel ſteiget, je feſter und hitziger das

Gehirne iſt, und je mehr er geübt wird, iſt die höchſte Kraft der menſchlichen Seele, und zur reifern Gelehrſamkeit unentbehrlich. Ich kann hierbey nicht umhin, eine Anmerkung anzuführen, welche Skarron, der bekannte bucklichte franzöſiſche Poet, bey Betrachtung des Verſtandes macht. Er giebt vor, die Alten hätten, um das Gehirne der Kinder flüßig und weich zu machen, und dadurch das Gedächtniß zu ſtärken, denſelben viel Butter zu eſſen gegeben, und um das Gehirne zu reinigen und den Verſtand zu beſſern, Honig; und will aus dieſer Gewohnheit die Weiſſagung des Jeſaias im ſiebenden Capitel erklären: Butter und Honig wird er eſſen, damit er wiſſe Böſes zu verwerfen, und Gutes zu erwählen. Ich laſſe dieſen unſchuldigen und witzigen Einfall an ſeinen Ort geſtellt ſeyn, nur behaupte ich, daß die Alten, wenn ſie geglaubt haben, das Gedächtniß und den Verſtand auf eine ſolche Art zu verbeſſern, in einem großen Vorurtheile geſchwebt haben, denn entweder das Gehirne der Alten müßte von

anderer Bauart, als das unſrige, geweſen ſeyn, oder unſere gemeinſten Kinder müßten, wenn dieſes Mittel hülfe, das größte Genie haben. Man vergebe mir dieſe Ausſchweifung, man ſiehet wenigſtens daraus, auf was vor ſonderbare Einfälle der Witz geräth, wenn er die Schrift erklären will.

Das Maaß ſeines Verſtandes lernt man kennen, wenn man auf ſich Achtung giebt, ob man im Stande iſt, einer Sache lange nachzudenken, ſie zu zergliedern, zu beurtheilen, auch die Urtheile anderer einzuſehen, und in dieſem Geſchäfte anzuhalten. Es giebt Menſchen, die wenig Vergnügen an dem Witzigen haben, deſto mehr aber an dem Gründlichen. Man leſe ihnen etwas aus einem Poeten vor, ſie werden darüber einſchlafen. Man gebe ihnen aber ein Exempel aus der Rechenkunſt, eine Aufgabe aus der Algebra, ſie werden nicht müde werden, wenn ſie eine Sache auch hundertmahl durchgehen müſſen, und ein rechtes hinreiſſendes Vergnügen haben, wenn ſie es endlich heraus bringen. Dieſe ſind zu

Arbeiten des Verſtandes aufgelegt. Es iſt ſchon ein vorläufiges Kennzeichen an Kindern, wenn ſie bey allen Kleinigkeiten die Urſachen wiſſen wollen, woher etwas kömmt. Man kann daraus ſicher ſchlüſſen, daß ſie mehr zu Werken aufgelegt ſeyn, zu welchen Verſtand, als bloßer Witz und Einfall, erfordert wird. Derjenige, der dieſe Neigung an ſich wahrnimmt, wird wohl thun, wenn er ſich auf Mathematik, Philoſophie, und was dahin einſchlägt, legt, er wird es unſtreitig weit darinnen bringen. Hat er einmahl dieſen Grund gelegt, ſo wird er auch in den höhern Wiſſenſchaften einen Grad der Vollkommenheit erlangen. Wer aber nicht aufgelegt iſt, einer Sache lange nachzudenken, ſie zu zergliedern, und in dieſem Geſchäfte anzuhalten, ſondern nur flüchtig alles betrachtet, wird in dem Gründlichen es nicht weit bringen. Die Weißheit GOttes hat die Menſchen um deswillen ſo verſchieden gebildet, daß ſie nicht alle auf einen Gegenſtand fallen, ſondern durch die Verſchiedenheit ihres Genie auch das

Glück

Glück der Welt auf verſchiedene Art beför- dern möchten. Unter dieſen trift man einige an, die nicht ſowohl daran ein Vergnügen ha- ben, die Wahrheiten blos zu erfinden, und im Verſtande zu behalten, ſondern das Nütz- liche ins Werk zu ſetzen. Sie geben ſolches in der Kindheit durch Nachmachung verſchie- dener Dinge zu erkennen, durch Schnitzen, Bauen und ſo ferner. Von dieſen läßt es ſich gewiß ſchlüſſen, daß ſie eine Anlage zu mechaniſchen Arbeiten und Erfindungen ha- ben, und man hat mehr als ein Exempel, daß dergleichen Perſonen, wenn ſie Gelegenheit erlangt haben, ihren natürlichen Trieb zu ver- gnügen, in dieſem Fache groß geworden ſind. Sie ſind um ſo viel ſchätzbarer, weil ihr Ver- ſtand nicht nur Dinge erfindet und überden- ket, ſondern ihre Hände auch bereit ſeyn, das Nützliche zu bearbeiten. Man laſſe aber ei- nem eine ſolche Beſchäftigung ergreifen, der nicht die natürliche Anlage darzu hat, ſo wird er weder etwas Neues erfinden, noch das Er- fundene verbeſſern, ſondern aufs höchſte das

Leichte nachmachen, und Zeitlebens in ſeinem Fache ein Stümper bleiben.

Ich komme auf die Einbildungskraft, auf das ſchöpferiſche Vermögen, das viel Neues hervor bringt, und ohne welches wir keinen großen Poeten, Mahler, Bildhauer und Tonkünſtler haben würden. Wir merken an, daß es Menſchen giebt, die blos bey dem Gegenſtande ſtehen bleiben, den ſie vor ſich haben, ohne auf etwas weiter zu fallen, und neue Bilder dabey zu bekommen. Die ſich in dieſer Verfaſſung befinden, können ſicher ſchlüſſen, daß ſie zu Werken des Witzes keine Anlage haben. Andere kommen bey Betrachtung eines Vorwurfs, durch die Aehnlichkeit der Gedanken, auf tauſend Vorſtellungen und Bilder, ja ſie haben rechte Mühe, indem ſie einer einzigen Sache allein nachhängen wollen, daß ſie nicht durch die mannigfaltigen Bilder geſtöret werden. Sie ſind reich an Erfindungen, aus einzeln Vorſtellungen machen ſie ganze Scenen, aus Scenen ganze Handlungen. Wie ſchöpferiſch die Einbil-

dungs-

dungskraft ſey, ſehen wir, wenn wir die Mythologie leſen, man muß über die Bilder der alten Poeten erſtaunen, und kann kaum glauben, daß die Einbildungskraft ſo reich ſeyn könne. Hat man nun ein Vergnügen an dergleichen Vorſtellungen, oder merkt an ſich an, daß man unter dem Leſen und Denken durch ſolche Bilder gleichſam an der Aufmerkſamkeit geſtöret wird, ſo iſt es ein Merkmahl, daß man in den Geſchäften des Witzes nicht unglücklich ſeyn werde.

Ich habe oben die Empfindungen hinzu geſetzt. Sie ſind ein Beyfall unſers Herzens, eine Uebereinſtimmung mit dem Vorwurfe, die ſich durch eine innerliche Freude an demſelben zu erkennen giebt. Wir werden durch die Sache, die wir vor uns haben, gleichſam hingeriſſen, wir empfinden das, was der Verfaſſer unter der Verfertigung empfand. Wer Religion hat, und einen innern Beruf, dieſelbe auszubreiten, wird bey Leſung der heiligen Wahrheiten und Ueberdenkung derſelben in ein heiliges und ſtilles

Ver-

Vergnügen geſetzt werden. Ob nun dieſes gleich eine Empfindung iſt, die durch eine übernatürliche Kraft gewürket wird, ſo iſt ſie doch ein Beweiß, daß derjenige, der dieſe Empfindungen hat, viel geſchickter zur Gottesgelahrheit ſey, als ein anderer, der ohne Empfindungen ſie blos handwerksmäßig treibt. Unter zehen Perſonen wird kaum eine einzige ſeyn, die das wahre Schöne in einer Tragödie empfindet; hergegen werden unter zehen Perſonen neune ſeyn, welchen die Comödie gefällt, eine einzige wird erſtere der letztern vorziehen; ein Beweiß, daß dieſe einzige Perſon viel mehr Empfindungen an dem wahren Schönen hat, als die übrigen neune. Wer den Günther mit mehrerer Empfindung lieſet, als den Haller, Hagedorn und Kleiſt, wird niemahls ein Dichter werden. Wer bey Klopſtocks Meßias und der Henriade des Voltaire nichts fühlet, der hat keine Anlage zum Heldengedicht. Wer Gellerts Fabeln zum erſtenmahl lieſet, und empfindet keinen Trieb, ſie noch einmahl zu leſen, der wird in

ſei-

ſeinem Leben keine Fabel machen. Wer mehr Empfindung vor Zieglers Aſiatiſche Baniſe, oder ſonſt einen ſchlechten Roman hat, als vor ein Stück aus dem Rollin und Pufendorf, wird es nicht weit in der Geſchichte bringen. Wer den Cicero lieſet, und über eine Seite müde wird, davor aber unermüdet in den Rhetoricken iſt, der laſſe es unterwegens, ſich auf die Redekunſt zu legen. Ich ſchlüſſe daraus, und nicht ohne Ueberzeugung, daß es eine Pflicht vor uns ſey, auf unſere Empfindungen Achtung zu geben, und daß wir durch dieſes Geſchäfte geſchickt werden, unſer Genie kennen zu lernen.

Dieſe Empfindungen ſind von der Luſt zu einer Sache noch unterſchieden. Die Luſt kann uns betrügen, die Empfindungen niemahls, wenn ſie nur durch äußerliche Dinge nicht gehemmt, ſondern vielmehr unterſtützet werden. Die Luſt zu einer Sache iſt alsdenn nur ein ſicheres Kennzeichen, wenn ſie blos natürlich und rein, und nicht vermiſcht oder unrein iſt. Ich brauche hier Wörter,

über die ich mich erklären muß. Ich nenne das eine natürliche und reine Luſt, die uns durch keine Vorurtheile und äußerlichen Nutzen zu der Wahl einer Wiſſenſchaft und Kunſt antreibt. Das Gegentheil davon heiße ich eine vermiſchte oder unreine Luſt. Unſere Erziehung erweckt in uns vielmahls eine Luſt zu einer gewiſſen Lebensart, weil wir ſie ſtets vor Augen ſehen, und uns gewiſſe in die Augen fallende Vortheile zeiget. Es iſt noch kein Beweiß, daß ein Bauernknabe Genie hat, wenn er Luſt zum Studiren bezeiget. Er bildet ſich ein, daß der Amtmann oder der Geiſtliche ſeines Orts mehr Vorzüge und Beqvemlichkeit hat, als ſein Vater, und das iſt die Luſt, die ihn zum Studiren treibt. Wie ſehr betrügen ſich die Menſchen, wenn ſie bloß auf die Luſt, und nicht auf die Qvellen derſelben ſehen! Er wäre vielleicht ein guter Bauer oder Handwerksmann worden, und nun iſt er ein erbärmlicher Gelehrter. Ein ruhmbegieriges Gemüthe höret große Dichter, Redner und Künſtler loben, gleich

empfängt es eine Luſt zu dieſen Wiſſenſchaften, aber ſie iſt vermiſcht, und die Qvelle iſt nicht rein. Bloß dieſer Luſt wegen iſt ihm nicht zu rathen, ſich darauf zu legen. Alsdenn aber iſt die Luſt ein wahres Kennzeichen, daß wir Genie haben, wenn ſie rein iſt, durch keine Vortheile von außen erregt wird, bloß von dem Vergnügen und der Empfindung an der Sache ſelbſt herrühret, ein Verlangen zeigt, die äußerlichen Schwierigkeiten zu überſteigen, und unermüdet in der Bearbeitung iſt.

Wie wohl würden wir thun, wenn wir dieſe Unterſuchung, ehe wir etwas ergriffen, anſtellten, und wie würden wir unſere natürliche Anlage beſſer zu entwickeln ſuchen! Statt eines verdorbenen Gelehrten würden wir einen guten Wirthſchafter haben, ſtatt eines elenden Poeten einen guten Rechnungsführer. Mancher würde ſtatt des Pinſels eine Flinte, und ein anderer ſtatt der Flinte einen Weberſpuhl in die Hand nehmen. Wenn es nach der ſo verdorbenen Luſt gehet, ſo iſt

gegenwärtig das allgemeine Genie, ein Herr zu werden, und mit dem Verſtande zu arbeiten, es ſey nun ſo ſchlecht, als möglich. Wenn es ſo fortgehen ſollte, wird die Welt zu viel Köpfe und zu wenig Hände haben, wie elend wird es dem Magen, und mit ihm dem ganzen Körper gehen!

Alles, was von dem Genie geſagt kann werden, hat keinen Nutzen, wenn es nicht gehörig angelegt und bearbeitet wird. Eine Pflicht, die nicht zu meiner Abſicht in dieſe Abhandlung gehöret, in welcher ich blos von der Art und Weiſe geredet habe, wie man ſein Genie kann kennen lernen.

VII.
Das Natürliche und Unnatürliche in den Sitten.

Curt.

Pauci hujus ſententiae fuere: caeteros conſuetudo natura potentior vicit.

Es hat nichts eine ſo große Gewalt über die Herzen, als die Gewohnheit. Was wir von andern ſehen und hören, das ahmen wir nach, ohne lange zu unterſuchen, ob es dem Menſchen überhaupt und uns ins beſondere anſtändig ſey. Dieſe Gewohnheit reiſſet uns recht hin, zumahl wenn wir von Jugend auf keine andere Lehrmeiſterin, als ſie, gehabt haben. Je eingeſchränkter unſere Denkungsart iſt, deſto geneigter ſind wir, der Gewohnheit zu folgen.

Ich mag unſere Erziehung anſehen, auf welcher Seite ich will, ſo hat die Gewohnheit den größten Antheil daran. Eltern ſind nach derſelben gebildet, und geben dieſe Bil-

dung ihren Kindern wieder, und das gehet zu Enkeln fort, nur mit dem Unterſchiede, daß die Reguln derſelben bey jedem Alter nach der im Lande herrſchenden Mode jedesmahl eingerichtet werden. Iſt es ein kriegeriſches Weltalter, ſo will jedermann Soldat ſeyn. Werden die Wiſſenſchaften geſchätzt, ſo ſpricht jedermann gelehrt. Kömmt die Mahlerey in Flor, ſo wird man nicht leicht einen Bedienten finden, der nicht in ſeinem Zimmer einige Stücke aufſtellen ſollte. Es iſt Mode, das iſt der Grund ſeiner innerlichen Rechtfertigung. Dieſe Mode entſpringt gemeiniglich an den Höfen, und gehet durch Canäle ins ganze Land. Die äußerſten Provinzen ſind am übelſten daran, und ſie verbreitet ſich gemeiniglich daſelbſt alsdenn erſt, wenn ſie in den Hauptqvellen wieder aufgehöret hat.

Man darf eben nicht alt ſeyn, ſo hat man ſchon verſchiedene Perioden und Veränderungen der Gewohnheit abgelebt. Wiſſenſchaften, Künſte, Kleider, Anputz, Sprache,

Gang

Gang und Mienen, Gärten, Zimmer, Bibliotheken, alles lebt unter dieſer Tyranney. Ja der Tod iſt ſelbſt nicht davon ausgeſchloſſen, von dem man glauben ſollte, daß er der einzige wäre, der in ſeiner Unveränderlichkeit eine Ausnahme machte. Gab nicht dieſer Umſtand vor einiger Zeit einem Hannöveriſchen Theologen Gelegenheit, eine ſchöne Abhandlung, die herrſchende Mode, großmüthig zu ſterben, zu ſchreiben, und dieſe Mode zu ſtrafen.

Es iſt noch kein halbes Jahrhundert, da niemand vor einen Gelehrten gehalten wurde, der nicht wenigſtens ein polemiſches Werkgen geſchrieben hatte, und die Kunſt verſtand, ſeine Gegner recht tüchtig herunter zu reiſſen. Die Geringern unterhielten ſich damit in ihren Geſellſchaften und Zuſammenkünften. Selbſt die Beſcheidenſten waren nicht allemahl davon frey. Will man ſagen, ſie hatten es nöthig, es drohete den Lehrern der Kirche mancherley Gefahr; ſo möchte ich wiſſen, ob die Gefahr jetzt nicht eben ſo groß, ja noch

größer, als damahls ſey, da wir mit Ungläubigen, Materialiſten und Naturaliſten auf allen Seiten umgeben ſeyn. Damahls gab es Menſchen, die man zu beſtreiten Recht zu haben vermeynte, die zu viel und nicht genau genung glaubten; jetzt giebt es Menſchen, die gar nichts glauben. Sondern der wahre Grund iſt die Gewohnheit der Zeiten. Es ſey ferne von mir, die damahligen würdigen und in der That gründlichen Leute, deren Aſche wir verehren, zu tadeln; nur ſo viel glaube ich zu behaupten, daß auch der Gründliche und Ehrliche von der Gewohnheit ſeiner Zeit unvermerkt viel annimmt. Der gegenwärtige Periode iſt viel geſitteter, man widerlegt einen Irrgeiſt mit Beſcheidenheit, es menget ſich nicht die halbe Welt, wie ehemahls, darein, der Gegner ſchämt ſich, und wenn er es auch nicht thut, ſo wird ſein Irrthum, und was er ſagte, in kurzem vergeſſen. Es ſcheinet, als ob die Welt in allen geſitteter, nur nicht frömmer würde.

Die Philoſophie hat auch ihre Perioden. Als Wolf anfieng, ſein Syſtem in mathematiſcher Lehrart zu ſchreiben, ſo ward dieſe Methode über alles erhoben; jetzt fängt man wiederum an, periodiſche Schriften zu ſchätzen. Die metaphyſiſchen Wahrheiten waren vor nicht allzulanger Zeit die Hauptbeſchäftigung der Weltweiſen; jetzt denkt kein Menſch mehr an die beſte Welt, ſondern man nimmt ſie, wie ſie iſt, und ſucht die Menſchen durch die Moral zu beſſern. Als Gellert ſeine Fabeln heraus gegeben hatte, ſo fand man faſt keine Wochenſchrift, wo nicht ein Verſuch von einer Fabel darinnen war, und endlich erwuchſen viel Bände. Eine kurze Zeit waren Hirtengedichte beliebt. Sie wurden von den Satyren abgelöſet. Hierauf erſchienen die Idyllen. Mit einem Worte, auch die Poeſie hat ihre Mode und Perioden. Nur die Heldengedichte wollen nicht Mode werden. Dieſer Periode wird auch nicht kommen, denn es gehöret zu viel darzu. Unter vielen andern Dichtern bey

den Alten iſt auch nur ein Homer und ein Virgil. Dieſe Mode gehet auch auf die Künſte. Was wird jetzt höher geſchätzt, als die Mahlerey? an die Kleider-Moden gar nicht zu denken. So viel hiervon.

Da nun die Gewohnheit etwas Allgemeines iſt, die menſchlichen Gemüther aber und ihr äußerlicher Zuſtand allenthalben von einander unterſchieden ſind, ſo kann es nicht anders kommen, als daß wir in der Nachahmung des Allgemeinen vielmahls unnatürlich werden. Unſere Sitten, der Umgang mit andern wird gezwungen, wir verſtellen uns durch eine eingebildete, und in übelverſtandene Reguln gebrachte Kunſt. Ich mag unſere Stellungen, Höflichkeitserweiſungen, Freundſchaftsverſicherungen, unſern Anzug und Aufzug, mit einem Worte, alles, was das Aeußerliche bey uns ausmacht, anſehen, ſo wird es, wenn es nach allgemeinen Reguln eingerichtet, und nicht auf unſern beſondern Zuſtand angewendet wird, unnatürlich. Es kömmt uns fremd für, wenn wir in den Zei-

tun-

tungen einen Titul und Anrede eines mor⸗genländiſchen Königs leſen; wer weiß, ob un⸗ſere Gewohnheiten vielmahls nicht eben ſo unnatürlich ſind, als jene, und wir bemerken es nicht.

Die Sitten ſind alsdenn natürlich, wenn ſie den Menſchen nicht verunſtalten, und aus ſeiner Natur erkläret werden können, wenn ſie mit ſeinen Eigenſchaften übereinſtimmen, und denſelben nicht zuwider laufen. Die Wahrheit iſt etwas, das dem Anſehen des Menſchen wohl anſtehet, die Höflichkeit läßt ſich nach ſeinen Eigenſchaften erklären. Die Sitten ſollen ihm recht angemeſſen ſeyn, das Uebertriebene iſt lächerlich. Das Alter, in welchem wir ſtehen, der Stand, in welchem wir leben, die Menſchen, mit denen wir zu thun haben, alles fordert eine Beurtheilung, es muß ein Verhältniß zwiſchen dieſen Din⸗gen und uns ſelbſt ſeyn.

Ich habe angemerkt, daß man in einen großen Fehler, in Beurtheilung des Natür⸗lichen und Unnatürlichen, fallen kann, wenn

man

man die Sitten nicht nach ihrem wahren Endzwecke und nach denen einmahl angenommenen Geſetzen des Wohlſtandes beurtheilet. Wir halten alsdenn theils alles Ueberflüßige, theils alles Zierliche und Anſtändige vor unnatürlich, und es iſt es doch in der That nicht. Philoſophen von dieſer Art ſchränken ſich wie Diogenes in einen allzuengen Zirkel ein, und verfallen ins Unnatürliche, indem ſie das Schöne und Reizende vor unnöthig und überflüßig halten. Die Natur erfordert vor unſern Leib eine Decke, ſie ſey nun ſo ſchlecht, als ſie wolle, wenn nur die Bedeckung, der Endzweck erlangt wird. Wollten wir es vor unnatürlich halten, ſo viel Zeug an unſerm Leibe zu tragen, daran ein Theil die Bedeckung nicht befördert, ſo würden wir wider den Wohlſtand handeln. Mein Kleid zuzuknöpfen, brauche ich kaum zwölf Stück Knöpfe, und habe deren wohl dreymahl ſo viel. Ich würde aber unrecht thun, wenn ich alles Ueberflüßige vor unnatürlich halten, und meinen Landsleuten zum Gelächter wer-

den wollte. Es iſt dem Anſehen nach unnatürlich, wenn zwey alte Senftenträger, die beyde zuſammen hundert Jahr alt ſeyn, einem jungen geſunden Herrn von zwanzig Jahren das Gehen erſparen, da es natürlicher wäre, zwey junge Herren von zwanzig Jahren trügen einen alten armen Mann, der ſie jetzt trägt. Allein, die Einrichtung, die Abſichten, der Wille in Erwählung der Lebensart, die Beſtimmung, mit einem Worte, die Sitten und der Wohlſtand zeigen uns, daß dieſes nichts Unnatürliches an ſich habe. Es iſt andem, nach der Bedeutung des Worts, womit die Alten ihre Lehrer und Richter belegten, ſollten die Aelteſten in einer Republiqve blos dieſe Stellen verwalten; allein, die Erziehung, Wiſſenſchaften, Lebensart und Einrichtung machen hier eine Veränderung. Ich glaube aber, daß man unrecht thue, wenn man blos den Umſtand der Jugend zum Vorwurfe der Satyre macht. Man muß die Sitten nach ihrem wahren Endzwecke beurtheilen, ſo wird man ſich nicht ſo leicht betrügen.

Meine Abſicht iſt nicht hier, die Sitten in ihrem allgemeinen Umfange zu beurtheilen, ſondern nur einige Hauptſachen zu berühren, in welchen wir unnatürlich handeln. Darunter rechne ich die Verſtellung. Wir werden niemahls unnatürlicher, als in dieſer Handlung. Es kann die Verſtellung unmöglich ſo hoch getrieben werden, und ſich jemand zu aller Zeit und an allen Orten, auch bey jedem Vorfalle in derſelben, ſo gleich bleiben, daß er nicht ſollte aufgedeckt werden können. Das Sündliche darinnen will ich nicht einmahl bemerken, nur von dem Unnatürlichen rede ich. Und iſt die Verſtellung nicht gleichſam zu einer Wiſſenſchaft und beſondern Kunſt geworden? Wenn unangenehme Vorfälle in meiner Seele einen traurigen, und erfreuliche einen frölichen Eindruck machen, ſo kann nichts unnatürlicher ſeyn, als wenn ich andere bereden will, das Traurige ſey mir angenehm, und das Erfreuliche zuwider. Will ich dadurch meine Abſichten verbergen, ſo betrüge ich mich, wenn ich mir

ein-

einbilde, andere zu bereden, ich ſey von ganz anderer Natur, als der übrige Haufen der Menſchen, und habe die Selbſtverläugnung bis zur gänzlichen Veränderung getrieben.

Es regieret uns alle natürlicher Weiſe ein gewiſſer Trieb zur Ehre, der, wenn er in ſeinen Gränzen bleibt, das Vollkommene des Menſchen bewirket, und das wahre Gute in der Welt ſtiftet. Ueber Dinge eine Freude bezeigen, die wider unſere Ehre laufen, heißt meines Erachtens unnatürlich werden, und andere ſolches bereden wollen, heißt die Verſtellung bis zum Lachen treiben. Der Vernünftige haſſet denjenigen nicht, der zufälliger Weiſe eine Hinderniß ſeines Glücks wird; aber, wenn er ihm ſagt, daß er ihm davor verbunden ſey, das iſt wohl unnatürlich. Ich geſchweige, wenn er vollends mit einem offenbaren und boshaften Feinde zu thun hat. Unſere Höflichkeit iſt faſt gar zu übertrieben. Ich wundere mich, warum unſere Sitten noch nicht ſo hoch geſtiegen ſeyn, daß wir den Dieb, der uns des Nachts beſtohlen hat, nicht

am Morgen rufen laſſen, und ihm ſagen: Mein Herr! ich bin ihnen höchlich verbunden, daß ſie ſich haben die gütige Mühe gegeben, und mich in der vergangenen Nacht eines Theils derjenigen Effekten überheben wollen, die mir zur Laſt waren. Ihre Höflichkeit iſt ſo weit gegangen, daß ſie mich nicht einmahl dabey im Schlafe geſtöhret haben. So lächerlich als dieſes klingt, ſo gewiß werden täglich dergleichen ähnliche Complimente gemacht, um den andern zu bereden, daß wir über das uns zugefügte Unrecht nicht empfindlich ſeyn, ob wir gleich zu gleicher Zeit auf das Gegentheil, die Rache, denken, und ſie eben ſo geſchickt verbergen wollen. Gewiß, unſer Feind muß die Natur des Menſchen gar nicht kennen, wenn er es glaubt, was wir ihm vorſagen. Wer vernünftig und billig denkt, wird niemand mit Fleiß beleidigen; wenn er ihn aber beleidiget, ſo wird er ihm wenigſtens das traurige Recht laſſen, die Beleidigung als Beleidigung zu empfinden. Wir wollen allen Dingen durch unſere

ſere Verſtellung einen andern Anſtrich geben, und werden dadurch unnatürlich. Ich habe vielmahls nachgedacht, ob ein Menſch durch Verſtellung mehr gewinne, als durch Aufrichtigkeit, die ſeiner Natur gemäß, und ihn Ehre macht, und finde in der That, daß unſere Handlungen angenehmer, und von mehrerer Würkung ſeyn, wenn ſie nicht in einem geborgten Kleide erſcheinen, das noch darzu nicht auf den Leib paſſet. In Kleinigkeiten und nichts bedeutenden Sachen zeiget ſich die Verſtellung vollends auf ihrer unnatürlichſten und lächerlichſten Seite.

Die Umſtände eines Menſchen ſind nicht allemahl gleich; wenigſtens findet ſich ein großer Unterſchied der Perſonen und Zeit, in welcher und mit welchen wir zu thun haben. Wir fallen alſo in das Unnatürliche, wenn wir hier keinen Unterſchied zu machen wiſſen. Es iſt ſehr lächerlich, wenn ein Menſch, der im Unglück iſt, eine hohe Sprache führt, und noch lächerlicher iſt es, wenn es gegen Menſchen geſchiehet, die Schiedsrichter von ſeiner

Beſtimmung ſeyn, oder wahrſcheinlich wer=
den können. Eben ſo etwas Abgeſchmack=
tes merken wir an, wenn wir Menſchen, wel=
che die Natur und ihr Zuſtand herunter ſetzt,
groß ſprechen hören, zumahl in Gegenwart
und in Anſehung derer, von welchen ihr
Schickſal abhängt. Ich werde viel Mühe
haben, wenn mir die Armuth aus Augen und
Aufzug ſiehet, Reichere zu bereden, daß ich ih=
nen gleich bin, oder ſie gar überſehen kann.
Es giebt Menſchen, die uns gleich zuwider
ſeyn, wenn wir ſie ſehen, und noch mehr,
wenn wir mit ihnen ſprechen. Wenn wir
ihre Aufführung unterſuchen, ſo finden wir
nichts Strafbares an ihnen, vielmehr viel=
mahls mancherley Vorzügliches, und doch
gefallen ſie nicht, und was noch mehr, dem
größten Theile geſitteter Menſchen nicht.
Die wahre Urſache muß alſo darinnen liegen,
daß ſie etwas angenommen haben, welches
mit ihrer natürlichen Anlage und ihren Um=
ſtänden nicht übereinſtimmt. Auf der an=
dern Seite treffen wir Perſonen an, die uns
gleich=

gleichſam zu ihren Abſichten hinreiſſen, ob wir gleich dieſes oder jenes Tadelnswürdige an ihnen wahrnehmen. Ich kann dieſen Umſtand faſt nicht beſſer auflöſen, als wenn ich ſage, ſie haben etwas an ſich, welches macht, daß ihnen alles natürlich läßt. Doch rede ich hier nur von dem vernünftigen Theile der Menſchen, denn außerdem findet immer jeder Thor wieder einen ſeines gleichen, dem er wohlgefällt.

Höflichkeiten und deren Erweiſungen ſind gleichſam das Gewürze in dem menſchlichen Umgange. Wir würzen manchmahl ſo ſtark, daß man das Weſentliche nicht mehr ſchmecket. Wir überhäufen Freund und Feind damit, daß er darunter erſticken möchte, und werden in dieſem Geſchäfte unnatürlich. Das Lächerliche fällt recht in die Augen, wenn zwey Perſonen zuſammen kommen, die ſich erſtlich viel Schönes vorſagen, und auf einmahl tauſend unhöfliche Vorwürfe machen. Wie ungleich iſt ſich nicht der Menſch! wie viel Widerſprechendes iſt in ihm!

ihm! Ich will der alten deutſchen Redlichkeit oder Grobheit nicht das Wort reden; ich ſehe aber doch ein, daß es möglich ſey, höflich zu ſeyn, ohne in das zur Mode gewordene Ausſchweifende zu fallen. Wie kurz und angenehm, freundlich und ernſthaft drücken ſich nicht die Römer aus, wenn ſie ſich etwas Verbindliches ſagen wollen? Man leſe einen verbindlichen Brief des Cicero, und überſetze einen gewöhnlichen deutſchen ins Lateiniſche, was vor einen Unterſchied wird man dabey gewahr werden? wie kurz und ſchön drückt jener das aus, was dieſer matt und weitläuftig ſagt? Ich behaupte hierbey zugleich ſo viel, daß wir um ſo viel natürlicher handeln, je mehr wir uns der Kürze auch in unſerm Umgange mit andern befleißigen. Wenn wir die Zeit, die wir darauf wenden, etwas mit andern abzuhandeln, zuſammen rechnen, ſo wird das meiſte auf das ſogenannte Ceremoniel gehen, das vielmahls um ſo viel mehr unnatürlich iſt, je mehr es mit unſerer Perſon, oder mit der Sache, die wir ab-

abhandeln, nicht übereinſtimmt. Wenn Seneka glaubt, daß die Zeit zu kurz ſey, wenn man ſie auch blos auf das Nothwendigſte anwendet; wie viel Zeit verſchwendet die Gewohnheit auf überflüßige und verdrüßliche Dinge, die, wenn ſie geſagt, auch vorbey, und zugleich vergeſſen ſeyn?

Wenn unſer Umgang mit andern natürlich ſeyn ſoll, ſo werden wir ſelbſt die Kräfte unſeres Leibes und ſeine Beſchaffenheit wohl erwägen und zu Rathe ziehen. GOtt und die Natur haben gleichſam eine Ueberſchrift auf jedes ſeinen Körper gemacht, welche zeiget, zu was er geſchickt und ungeſchickt ſey. Ein wohlgebaueter, ſtarker und geſetzter Leib hat einen großen natürlichen Vorzug in dem Umgange mit andern. Die Natur zwingt uns gleichſam bey dem erſten Anblick deſſelben zu einer gewiſſen Ehrfurcht, die nicht eher unterbrochen wird, als bis ſeine Worte und Handlungen eine kleine Seele verrathen. So lange er ſchweigt, ſo lange hat er etwas voraus, ſein Inneres ſey beſchaffen, wie es

wolle. Ein weniger anſehnlicher muß ſchon mehr Geiſt verrathen, wenn er eine gleiche Ehrfurcht erwerben will. So wie das Kleid dem Leibe ein Anſehen giebt, ſo iſt der Leib das Kleid der Seele. Der Natur werden wir alſo gemäß handeln, wenn wir unſere Handlungen gleichſam nach dem Maaße unſers Leibes zuſchneiden. Zum Ernſt, zum Befehlen iſt ein anſehnlicher Mann von Natur geſchickt, er braucht weniger Nachdruck, als ein anderer, zumahl wenn er mit Menſchen zu thun hat, die blos mechaniſch handeln. Ein kleiner Körper iſt aber wiederum von Natur geſchickter, durch Höflichkeit und Verſtand andere zu ſeinen Abſichten zu ziehen. Wider dieſe Anmerkung wird gar oft in dem menſchlichen Umgange verſtoſſen, und es flieſſet daraus etwas Widerwärtiges.

Zu dem Aeußerlichen eines vollkommenen Menſchen gehöret, daß bey ihm alles vollkommen übereinſtimme, und alſo gehet die Betrachtung des Natürlichen und Unnatürlichen auch auf die Kleidung, Haußgeräthe,

und, mit einem Worte, auf ſeinen ganzen Aufzug. Kleider, die eigentlich die Decke unſerer Blöße ſind, können die Blöße unſerer Seele verrathen, wenn ſie nach Beſchaffenheit unſers Zuſtandes nicht wohl gewählet werden. Die Mode giebt ſich recht viel Mühe, die Menſchen unnatürlich vorzuſtellen, und ſcheinet der Natur überdrüßig zu ſeyn. Kleider ſind alsdenn unnatürlich, wenn ſie den Endzweck der Bedeckung nicht erreichen, oder dieſen Endzweck überſteigen, unſere Stellung verſtellen, und wenn der Aufwand nicht nach dem Maaße unſers Vermögens und Standes eingerichtet iſt. Es iſt in der That lächerlich, wenn ein Menſch auf einmahl ſo viel Kleider am Werthe an ſeinem Leibe trägt, daß ſeine halbjährige Einnahme nicht zureicht, ſie zu beſtreiten. Wir Deutſchen ſind der Nachahmung und Veränderung nur allzuſehr ergeben, daß es wohl ein Band in Folio werden möchte, wenn ſich jemand die Mühe geben, und eine Geſchichte der Moden, nur von einem halben Jahrhunderte, an das Licht

ſtellen wollte. Unterdeſſen würde ein Menſch auch darinnen unnatürlich handeln, wenn er ganz und gar von der allgemeinſten Mode abgehen wollte. Eine gute Unterſcheidungskunſt thut den Ausſpruch, was wahrhaftig natürlich, erbar und anſtändig ſey. Man höret ſo oft über die jetzigen Zeiten klagen; um die Wahrheit zu ſagen, ſo leben wir gewiß in einem aufgeklärtern Alter, worinnen die Welt das Wahre von dem Scheinbaren zu unterſcheiden weiß, und in einer außerordentlichen Tracht nichts Beſonders ſucht. Der Philoſoph bleibt jetzt Philoſoph, wenn er ſich gleich wie andere Leute trägt, wie andere ſpricht, und ſo geſittet, wie andere iſt. Es ſucht niemand in dem Charakter des Diogenes weiter etwas Großes. Ein Vorgeſetzter glaubt nicht mehr, daß es wider die Natur ſeines Amts und wider ſeinen Reſpekt ſey, wenn er höflich und freundlich mit ſeinen Untergebenen umgehet. Im dreyßigjährigen Kriege glaubte kein General oder Obriſter, daß er General und berühmt ſeyn könne, wenn

er

er nicht in Kleidung, Gewohnheiten, Reden, Befehlen, und in ſeinen Sitten ganz unnatürlich, und anders, wie andere Menſchen, handelte. Wir haben jetzt größere Kriege, mehr Schlachten, mehr Belagerungen, mehr Helden, und weniger Hiſtorietten, aber größere Thaten von ihnen.

Was ich von den Kleidern geſagt habe, gehet auch auf den übrigen Aufzug. Wer gut denkt, wird, wenn er nicht zuweilen übereilet wird, allzeit eine gute Wahl anſtellen, in ſeinem Weſen ein Gleichgewicht erhalten, und zu erkennen geben, daß er ein Menſch ſey, der ſeine Würde kennt, und die Sprache der Natur nicht verachtet.

Es iſt nichts lächerlicher, als wenn ein Menſch etwas an ſich nimmt, das ihm nicht natürlich iſt. Er wird dadurch andern recht zum Eckel. Der Gang, die Sprache, das Lachen, die Mienen und Geberden verrathen allemahl eine kleine Seele, wenn ſie uns nicht eigen ſind, ſondern aus der Nachahmung ihren Urſprung haben. Die Natur bildet je-

den Menſchen nach ihren Abſichten und nach ſeiner Beſtimmung. Wenn er dieſes Natürliche auszubilden ſucht, ſo erlangt er eine gewiſſe Vollkommenheit; will er aber etwas Fremdes annehmen, und ſchämet ſich des Eigenthümlichen, ſo rächet ſich die Natur, und er verfällt ins Widerſprechende und Lächerliche. Eine ſtarke und geſetzte Sprache giebt demjenigen ein Anſehen, dem ſie die Natur verliehen hat; dieſe Sprache aber nachzumachen, wenn die Anlage darzu fehlet, iſt keinem zu rathen, weil jedermann, der ihn höret, gleich etwas Widriges an ihm bemerket. Ich weiß wohl, was man von dem Demoſthenes ſagt, daß er durch Uebung ſeine ganze natürliche Anlage geändert habe; aber wie viel Demoſthenes giebt es, die in der Uebung ſo anhaltend, und in der Verbeſſerung ſo glücklich ſind? Es iſt unſtreitig ſicherer, der Natur zu Hülfe zu kommen, als die Natur auszurotten. Die Natur iſt ja ſo freygebig mit den Thieren umgegangen, und hat jedem nach ſeiner Art einen Vorzug gegeben, ſollte ſie

denn allein mit dem Menſchen ſo karg umgegangen ſeyn? Der Schlag eines Finken iſt angenehm, ſo lange er natürlich iſt; ſo bald man ihn aber in ein Zimmer hängt, wo Canarienvögel ſind, ſo nimmt er ihren Schlag an, und ſingt ſchlecht als Canarienvogel, und ſchlägt ſchlecht als Finke. Das Beyſpiel der Thiere ſollte uns lehren, wie wir alles Gute an uns verlieren, ſo bald wir etwas Fremdes annehmen. Es ſtehet uns ſolches eben ſo gut an, als wenn das Weib des politiſchen Kannengieſſers bey dem Holberg die Dame macht.

Man kann bey der Erziehung der Kinder keinen größern Fehler begehen, als eben dieſen, wenn man ſie nach allgemeinen Reguln bilden und artig machen will, ohne auf ihre natürliche Anlage zu ſehen. Man hält da vielmahls etwas vor fehlerhaft, was gerade etwas zur Vollkommenheit beyträgt, wenn es ausgebeſſert, und nicht ganz ausgerottet wird. Man ſondert von dem Anſtändigen einzelner Perſonen allgemeine Reguln ab, die

übel verſtanden, und noch übler angewendet werden. Selbſt kleine Fehler der Natur verunſtalten uns zuweilen nicht. Das Schnarren und Liſpeln mit der Zunge läßt gewiſſen Perſonen, denen es natürlich iſt, gar nicht übel; aber höchſtunnatürlich würde es laſſen, wenn man es aus dieſer Urſache nachmachen wollte. Die Natur rächet ſich dadurch, daß ſie immer wieder zum Vorſchein kömmt, und der Kunſt einen Streich verſetzet.

Naturam expellas furca, tamen usque recurret.

TERENT.

VIII. Die

VIII.

Die Urſachen des Natürlichen und Unnatürlichen in der menſchlichen Denkungsart, Reden und Handlungen.

Horat.

*Ille ſiniſtrorſum, hic dextrorſum abit: vnus vtrique
Error; ſed variis illudit partibus.*

Jeder Menſch hat eine Begierde nach dem Vollkommenen, und ſucht es zu erreichen. Iſt er ſo glücklich, das wahre Schöne kennen zu lernen, ſo kann ſein Trieb befriediget werden. Mangelt ihm aber dieſe Kenntniß, ſo wird er ins Unnatürliche fallen, und das vor ſchön halten, was es würklich nicht iſt, und alſo etwas bearbeiten, welches beſſer wäre, er hätte keine Mühe daran gewendet. Wir halten Fehler vor ſchön, und wenden Fleiß darauf, in dieſelben zu verfallen; ja wir wünſchen uns ſelbſt Glück,

wenn

wenn wir das Fehlerhafte erreicht haben. Alſo iſt ein falſcher Begrif von dem Schönen die erſte Urſache, warum wir unnatürlich denken, reden und handeln.

Es kann nur dasjenige ſchön ſeyn, was mit der Natur übereinſtimmt, und je näher es derſelben kömmt. Zur Beurtheilung deſſelben gehören aber mehr Empfindungen, als Reguln. Je mehr die Copie eines Mahlers dem Original gleicht, je ſchöner iſt ſein Gemählde. Je mehr eine Rede eingerichtet iſt, die Abſicht zu erreichen, je vollkommener iſt ſie. Ein Gedicht hat gleiche Ausſichten. Eben ſo iſt es mit unſern Handlungen. Der Begrif des wahren Schönen iſt alſo die Grundlage zu dem, was natürlich ſeyn ſoll. Daß hierzu eigenes Nachdenken erfordert werde, fließt aus der Sache ſelbſt, und die bloße Nachahmung verhindert das Natürliche, wenn das eigene Nachdenken fehlet. Es iſt alſo auch die bloße Nachahmung ohne eigenes Denken vielmahls eine Urſache des Unnatürlichen. Man kann zwar nicht läugnen,

daß

daß wir Nachahmungen haben, die ihr Original übertreffen. Der Fall iſt aber ſelten, und ein Beweiß von dem großen Genie desjenigen, der nachahmt.

Zum Beweiſe halte man den neunten Brief im erſten Theile des Deſpreaux, den der Verfaſſer an ſeinen Gärtner gerichtet hat, gegen den Brief, den in einem neuern Dichter ein König an ſeinen Sekretair ſtellt, und welcher unſtreitig der beſte, was das Sittliche anlangt, in der ganzen Sammlung iſt, ſo wird man ſehen, daß die Copie das Original weit übertrift. Es iſt einerley Plan, dort zeigt Deſpreaux, daß ſein Gärtner glücklicher als er ſey; hier zeigt ein König, daß ſein Geheimſchreiber glücklicher als er leben könne; jener erklärt den Verdruß eines Hofpoeten; dieſer die Regierungs-Bürde eines Monarchen, nur iſt der Gegenſtand in dem letztern erhabener, die Gedanken und ihre Entwickelung edler. Es folgt alſo nicht, daß eben jede Nachahmung ſchlechter, als das Original ſey, vielmehr iſt es möglich, daß es daſſelbe über-

übertreffen kann. Allein nur ſelten. Es gehöret ein großer Geiſt darzu. Es iſt hiernächſt ein großer Unterſchied, in der Art und Weiſe nachzuahmen. Es wird voraus geſetzt, daß ein ſolcher, der nachahmt, ſelbſt die Anlage habe, *ein Original* zu ſeyn, das wahre Schöne kenne, und die Fehler des Originals zu verbeſſern im Stande ſey. Eine bloße blinde Nachahmung wird allemahl etwas Unnatürliches verrathen, ſie beſtehe nun in Handlungen, oder im Denken und Schreiben. Denn es kann etwas an einem andern ſchön ſeyn, und es verliert bey mir, wenn ich es annehme und nachmache. Wer ja nachahmen will, der muß ſeinen Vorwurf und ſich ſelbſt wohl prüfen, und den Unterſchied in der natürlichen Anlage von beyden bemerken. Wie viel Hirtengedichte ſind dadurch nicht eckelhaft worden, wenn Virgil ſo oft copiret, und ſelten recht getroffen wurde.

Eine Urſache der natürlichen und unnatürlichen Denkungsart iſt der Trieb, etwas Beſonders zu haben, oder zu denken. Es iſt ein

ein gewiſſer übelverſtandener Ehrgeitz in uns, der uns von dem Gemeinen abziehet, und in den Fehler ſtürzet, gar zu wenig gleiches mit andern, und unſerer Natur ſelbſt zu haben. Was allzu ſchön und außerordentlich ſeyn ſoll, wird gemeiniglich ſchlecht. In der Art zu denken und zu ſchreiben fallen wir alsdenn gemeiniglich in das Spielende; unſer Witz will ſich gleichſam ſelbſt übertreffen; wir verlieren unſern Vorwurf, und fangen an, dadurch uns ſelbſt zu verlieren. Daß ein Redner ſchwülſtige und nichts bedeutende Redensarten häuft, daß eine Künſteley in ſeiner ganzen Rede herrſcht, daran iſt ſeine Begierde ſchuld, dem ganzen Hörſaale zu gefallen. Daß ein Dichter Wörter ſchaft und Gedanken verbindet, die, wenn man ſie auflöſet, in ein leeres Nichts zerfallen; daß er Blumen mit Blumen häuft, und endlich unverſtändlich wird, daran iſt vielmahls, das Verlangen zu gefallen, Urſache. Daß mancher in ſeinen Sitten etwas Beſonders affektiret, eine beſondere Sprache, Gang,

Kleidung und Geberden annimmt, daran iſt nicht die Urſache, daß er die Abſicht hat, lächerlich zu werden, ſondern er will gefallen, und mehr als andere gefallen. Man ſoll ſich erhabene Einbildungen von ihm machen, er will Geſchmack haben. Viel natürlicher iſt es, wenn jemand gefällt, ohne gefallen zu wollen, wenn er ſeine natürliche Anlage alſo entwickelt, wie es dem Menſchen überhaupt, und ihm ins beſondere anſtändig iſt. Wir leſen zuweilen Dichter, ihre Werke ſcheinen ihnen gar keine Mühe zu machen, es iſt, als ob ſie nichts des Beyfalls wegen ſchrieben, ſondern die Natur ganz allein reden lieſſen, und eben dadurch gefallen ſie.

Es iſt ein gewiſſer Zeitpunkt, in welchem ein Menſch etwas zu leiſten geſchickt iſt. Es ſetzt ihm die Natur ſelbſt gewiſſe Gränzen, und wenn er dieſe Gränzen kennt, und ſich ihnen zu rechter Zeit nähert, auch über dieſelben nicht hinaus ſchreitet, ſo wird das, was er thut, natürlich ſeyn. Die Jugend

iſt

iſt zu Werken und Beſchäftigungen des Gedächtniſſes geſchickt. Zwiſchen ihr und dem männlichen Alter iſt ein kurzer Periode, in welchem die Werke des Witzes am glücklichſten von ſtatten gehen. Das männliche Alter ſchaft Werke des Verſtandes und der Scharfſinnigkeit. Das höhere Alter befiehlt aufzuhören, und erinnert uns an die Vergänglichkeit der menſchlichen Kräfte. Daß viel unnatürlich werden, daran iſt die vernachläßigte Berechnung ihrer Zeit ſchuld. Ein Mahler höret auf zu mahlen, wenn ihn das Geſichte verläßt. Der Dichter ſingt nicht mehr, wenn das Alter ihn heiſch machet. Der Schriftſteller höret auf zu ſchreiben, wenn er matt wird. Es ſind ſelbſt nicht alle Stunden gleich, und ein Kluger weiß ſie wohl zu unterſcheiden. Gar ſelten bleibt der Geiſt in gleicher Stärke. Das iſt ein Vortheil der größten Geiſter geweſen, den ſie mehr als einmahl bemerkt haben.

Daß man ohne Leſung guter Schriften und Muſter, und ohne Abſonderung des

Schönen, das wir in ihnen gewahr werden, einen Grad der Geſchicklichkeit erlangen kann, iſt eben ſo wenig möglich, als es möglich iſt, daß ein Acker, der nicht beſäet und bearbeitet wird, Früchte tragen kann. Es iſt alſo das Leſen *ein* nöthiges Geſchäfte. Wir haben alte und neuere Schriftſteller. Manche ziehen jene dieſen, und dieſe jenen vor. Beyde irren, wenn ſie einen allzublinden einſeitigen Eyfer haben, das iſt, wenn ſie entweder vor die Alten oder vor die Neuern zu ſehr eingenommen ſind. Beyde haben ihr vorzügliches Schönes. Sie müſſen aber auch beyde verbunden werden. Dieſer Eyfer vor eine Seite iſt auch eine Urſache der unnatürlichen Denkungsart. Es giebt Dichter und Redner, denen nichts gefällt, was ſie nicht in einem Alten geleſen haben, und ihre Art zu denken wird dadurch einigermaaßen unbiegſam. Andere wählen blos die Neuren zu ihrem Muſter, und ſie verirren ſich dadurch von dem Gründlichen. Der Kluge, deſſen Geſchäfte es zulaſſen, verbin-

det

det beyde. Er gehet in dieſem reichen Bilderſaale herum; er bemerket das Schöne an allen; er vergleicht es; er ſucht es anzuwenden; er ſiehet, wie dieſer oder jener der Natur am nächſten kömmt, und ſucht ſich in eine ähnliche Denkungsart zu ſetzen.

Dis ſind die Haupturſachen der natürlichen und unnatürlichen Denkungsart, Reden und Handlungen. Wir könnten noch mehrere hinzu ſetzen, die aber endlich alle da hinein ſchlagen, und welche wir der Kürze wegen übergehen. Hieraus können wir nun leichtlich Reguln abſondern, nach welchen wir natürlich reden, denken und handeln können, welche ohngefähr dieſe ſind: Lernet das wahre Schöne kennen. Betrachtet die Muſter, die einen allgemeinen Beyfall haben. Unterſuchet das Natürliche an denſelben. Verlaſſet euch nicht auf die Critiken anderer, die vielmahls partheyiſch ſind, ſondern ziehet ſie nur zu Rathe, und erwählet das Beſte. Was euch ſelbſt nicht gefällt, wird andern auch nicht gefallen. Es iſt aber noch die

Frage, ob das andern gefällt, was euch gefällt. Denket demjenigen, was ihr leſet, nach. Gewöhnet euch, ſelbſt über die Handlungen anderer Betrachtungen anzuſtellen, doch nicht aus der Abſicht, um ſie zu tadeln, ſondern euch zu beſſern. Ahmet nichts nach, was ihr nicht vorher überlegt habt, ob es euch anſtändig ſey. Das Beſondere und Uebertriebene vermeidet. Ein allzukünſtlicher Putz verſtellt Perſonen, Gedanken, Schriften und Reden. Vernachläßigt den Zeitpunkt nicht, in welchem ihr zu etwas geſchickt ſeyd. Zwingt aber die Natur nicht, wenn ſie aufhören will. Leſet die Alten, ohne die Neuern zu verachten. Beſonders ziehet das Nothwendige dem Nützlichen, und beydes dem Angenehmen vor. Wo es möglich iſt, ſo ſuchet alles mit einander zu verbinden. Wenn ihr dieſe Reguln beobachtet, ſo werdet ihr beſondere Vortheile haben. Es wird euch alles leicht werden. Ihr werdet nicht die halbe Mühe nöthig haben. Eure Sitten werden

den ungezwungen ſeyn, euer Umgang mit andern redlicher und angenehmer. Habt euren Schöpfer, der eure Natur bildete, ſtets vor Augen. Folgt ihr eurer natürlichen Anlage, ſo folgt ihr ſeinen Abſichten bey eurer Bildung. Nur vermenget die natürliche Anlage und Geſchicklichkeit nicht mit der ſündlichen Natur, die in Dingen zur Seligkeit falſch denkt, unrecht ſchlüßt, unheilig handelt. Der zu folgen, rathe ich euch nicht, ſondern vielmehr, den alten Menſchen aus- und den neuen anzuziehen. Leget euer Talent zur Ehre des Schöpfers und zum Dienſte des Nächſten an. GOtt ſchuf nichts umſonſt. Hüthet euch, über eure natürlichen Vorzüge ſtolz zu werden. Sie gehören in die Claſſe der leiblichen Güther. Sie können ſo leicht, als jene, unrecht gebraucht, und wieder verlohren werden. Was haſt du, o Menſch! das du nicht empfangen haſt? ſo du es aber empfangen haſt, was rühmeſt du dich denn? Der Widerſpruch in dem Menſchen iſt, wenn er wider dieſe Reguln

guln handelt. Er arbeitet wider ſich ſelbſt, er macht ſich alles ſchwer, und gelangt nimmermehr zu ſeinem Zwecke, der darinnen beſtehet, ſo viel Gutes zu thun, als in dem kurzen Zeitpunkte möglich iſt.

Le naturel toûjours ſort, & ſait ſe montrer.
Vainement on l'arrete, on le force à rentrer.
Il rompt tout, perce tout, & trouve enfin pas-
ſage.

Boileau.

E N D E.

Voltaire
Heldengedicht
henriade genann

SBB013401178519

C: IIII

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gensike, Johann Friedrich

Gedanken über das Natürliche ...

Dresden 1765

Bamberg, Staatsbibliothek -- Ph.o.554
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11760655-0
VD18 14463830-001